

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Carl Heinz Kurz

Johann Friedrich Oberlin

Der Patriarch des Steintals



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Als der im letzten Winkel der Welt dienende
Steintalpfarrer

Johann Friedrich Oberlin

zu Grabe getragen wurde, nannten erlauchte und ruhmgekrönte Geister diesen scheidenden Mann einen „Apostel der Menschheit“. Wohl einmalig sind die Verdienste dieses Geistlichen, der aus einem weltverlorenen Tal der Armut und des Hasses ein blühendes Land mit aufgeschlossenen Einwohnern machte, ja, dessen segensreiches Wirken noch heute spürbar ist. In seiner allzu großen Bescheidenheit lehnte er, der sogar zum Ritter der Ehrenlegion geschlagen wurde, all diese Ehrungen für sein Wirken und Schaffen ab und verwies sie in stiller Liebe und in unendlicher Demut auf den einen Namen, den in die Herzen der Steintaler einzuprägen er gekommen war und von dessen Liebe und Gnade zu verkündigen sein Dienst gewesen sei: der Name Jesu Christi. Um Seinetwillen wirkte er sechs Jahre als ein Jünger des Herrn im vogesischen Steintal, uns Heutigen noch ein leuchtendes Vorbild, die wir zu leicht verzagen und aufgeben, wenn menschliche Hoffnung versiegt. Doch Oberlin wußte um die wahrhaftigen Quellen allen Lebens und Dienens und glaubte, hoffte und liebte im Geiste Jesu, uns aber zur Mahnung und Kräftigung.

Drei- und vierunddreißigster Band der Sammlung
Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Es erschienen bis jetzt:

- | | |
|---------|--|
| Band 1 | Bodelschwingh |
| „ 2 | Pastor Dr. Wilhelm Busch |
| „ 3 | Johann Christoph Blumhardt |
| „ 4 | Carl Hilty |
| „ 5 | Samuel Keller |
| „ 6 | Baronin Wurmb von Zink |
| „ 7/8 | Matthias Claudius |
| „ 9/10 | Mathilda Wrede |
| „ 11 | Heinrich Jung-Stilling |
| „ 12/13 | Paul Gerhardt |
| „ 14 | Johann Sebastian Bach |
| „ 15 | Schwester Eva von Tiele-Winckler |
| „ 16/17 | D. Otto Funcke |
| „ 18/19 | Toyohiko Kagawa |
| „ 20 | Curt von Knobelsdorff |
| „ 21 | Henriette Freiin von Seckendorff |
| „ 22/23 | Jakob Gerhard Engels |
| „ 24 | Elias Schrenk |
| „ 25/26 | Markus Hauser |
| „ 27/28 | Ludwig Richter |
| „ 29/30 | Ludwig Hofacker |
| „ 31/32 | Gräfin Waldersee, Tante Hanna,
Mutter Fischbach |
| „ 33/34 | Johann Friedrich Oberlin |
| „ 35/36 | Franziskus von Assisi |
| „ 37 | C. H. Spurgeon |
| „ 38 | D. Walter Michaelis |
| „ 39 | Pestalozzi |

Die Reihe wird fortgesetzt.

Johann Friedrich Oberlin

Der Patriarch des Steintales

Von

Carl Heinz Kurz

Die Lehrer aber werden leuchten wie des
Himmels Glanz, und die, so viele zur
Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer
und ewiglich.

Daniel 12, 3



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN / BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	5
I. Die Gedanken des Marquis de Paulmy	6
II. Das Erbe der Kolmarer Auswanderer	10
III. Eine frohe Jugend zu Straßburg	13
IV. Erstes Verlöbniß mit Gott	16
V. Seltsame Begegnung unterm Dach	20
VI. Auf schmalem Pfad	24
VII. Gottes Vogt im Ban-de-la-Roche	28
a) Der Volkserzieher seines Tales	32
b) Der Baumeister von Gottes Gnaden	35
c) Der erste Bauer seiner Gemeinden	39
d) Der Sozialreformer seiner Dörfer	42
e) Des Hochfeldes unermüdlicher Seelsorger	46
VIII. Die nimmermüden Helfer	49
a) Die Mutter des Steintales (M. S. Witter)	50
b) Der Engel der Hütten (Luise Schöpler)	54
c) Der Wohltäter des Hochfeldes (J. G. Stuber)	58
IX. Waldbacher Gäste	60
X. Gefährvoller Sturm aus West	64
XI. Des Steintales unvergeßlicher Patriarch	72
Nachwort: Aus Oberlins Vermächtnis	79
a) Von den Wohnplätzen im himm- lischen Vaterland	79
b) Der goldene Rauchaltar	82
c) Der levitische Schaubrottisch	83
Aus Oberlins Briefen	85
a) Brief an seine Zöglinge	85
b) Brief an die Gemeinde zu Waldbach	86
Aus Oberlins Predigten	88
Predigt über Hiob 14, 1	88
Aus Oberlins Papieren	92
Vom Tod zum Leben	92
Literaturangaben	96

Copyright by Brunnen-Verlag Gießen 1952

Printed in Germany

Gesamtherstellung: Brühlsche Universitätsdruckerei, Gießen

Vorwort

In seiner Verteidigung der reformierten Religion äußert sich J. J. Gardes über den lutherischen Pfarrer Johann Friedrich Oberlin: „Die Menschheit nennt ihn als Muster, und die Religion bereitet ihm Kronen wie einem Auserwählten.“ Ja, Jouy meint sogar in seiner kleinen Schrift: „Das Altertum hätte ihm Altäre errichtet“, während Casimir Delavigne fragt: „Gibt's Tränen g'nug, ihn zu beweinen? Gibt's Marmor, rein genug zum Schmucke seines Grabes?“ Lezay aber nennt den Steintalpfarrer gar einen gottähnlichen Menschen. Der Gepriesene selbst war ein bescheidener Mann, der im Tiefsten nichts davon hielt, unter den Menschen einen bekannten oder gar einen berühmten Namen zu haben. In welcher Demut er seinen Dienst an seinen geliebten Pfarrkindern tat, mag dieser Oberlinsche Satz aufzeigen: „O, könntet Ihr meinen Namen vergessen, und nur den Namen Jesu Christi fest behalten, den ich Euch verkündet habe!“ Das war sein Hauptanliegen. Um Christi willen wirkte er sechs Jahrzehnte lang als Wohltäter und als Jünger seines Herrn im — wie ihm selbst zuerst schien — von Gott und Welt verlassenen letzten Winkel der Hochvogesen.

Die große, allumfassende deutsche Biographie Oberlins fehlt noch. Die erste bedeutende Arbeit über den Patriarchen des Steintals aber schrieb eine Engländerin, deren Landsleute sich im vergangenen Jahrhundert sehr um Oberlins Werk mühten. Das Buch erschien erstmalig 1829. Die Verfasserin war Sarah Atkins aus Chipping Norton in der Grafschaft Oxford. Ihr Name wurde vergessen. Ihn hier zu nennen, mag ein kleiner Dank sein für die langen Wochen, die ich in ihrem Heimatland zubringen darf.

Nottingham, im Februar 1952

Carl Heinz Kurz

I. Die Gedanken des Marquis de Paulmy

In seinem kleinen Schlosse am nordwestlichen Rande des vogesischen Hochfeldes saß ein Mann mittleren Alters an seinem zierlichen Schreibtisch und starrte in die lodernden Flammen des offenen Kamins. Vor ihm lag neben Feder und Tintenfaß ein Stapel beschriebenen Papiers, amtlichen und privaten Inhalts. Obenauf lag ein erst in den letzten Tagen von dem uralten Sekretär sorgfältig aufgesetztes Dokument, die Bestallungs-urkunde für den neuen Pfarrer des Steintals. Der Lehens-träger dieser eigentümlichen Landschaft in den Hochvogesen war der Marquis de Paulmy Voyer d'Argenson, der an diesem kühlen Abend zögerte, das nun vor ihm liegende Aktenstück sofort zu unterzeichnen und mit dem rechtskräftigen Siegel der französischen Krone zu versehen.

Als der Marquis so in sich hineinhorchte, stieg in seiner Erinnerung das Bild aus längst vergangenen Zeiten auf: er kletterte auf den einen Turm des Münsters zu Straßburg und schaute in die unbekannte, menschenverlassene Berglandschaft der westlichen Wälder. Damals ahnte der die fremde Welt Betrachtende noch nicht, daß er einst in diesen Waldungen leben und über die unglücklichen Menschen in den wenigen Armeleutehütten des Königs Vogt sein würde. Wohl erkannte er droben in der Ferne die Kuppel des hochragenden Donon, doch ahnte er nicht, daß in dessen unmittelbarer Nähe jenes Tal liegt, dessen Bewohner und weltabgeschiedene Beschaffenheit ihm manchen Kummer und

manche Not bereiten würden. Nun, da der Marquis hier und in Paris seines Amtes in Verantwortung vor Gott und Frankreichs König waltete, stiegen jene Erinnerungen auf und ihm war, als loderten sie in den Flammen des Kaminfeuers noch wahrhaftiger und echter, als sie ihm bisher erschienen. Er kam zum ersten Male in dieses verarmte Land im Schatten jenes Urgebirgsrückens, des sogenannten Hochfeldes, und erstarrte vor dem Anblick, der sich ihm allerorten bot. Sogleich kam ihm der Gedanke, des Königs Amt nicht anzutreten. Doch als er die innere Armut der verzagenden Menschen erkannte, war er bereit zu bleiben. Und seit dieser Zeit war manches im Steintal geschehen. Und als für elf Jahre der Pfarrer Stuber das schwere, seit langen Jahrzehnten verwaiste oder vernachlässigte Amt des Geistlichen in diesem von aller Welt geschiedenen Bergtal versah, da hatte der Marquis auch einige Hoffnungen, daß die Verhältnisse sich nun langsam bessern würden in den sieben Weilern am nordwestlichen Abhang des Hochfeldes, das sich westwärts von der Mündung der Ill in den Rhein zu erstrecken anfängt, da, wo sich die kleinere, aber durchaus wilde und gefährliche Breusch nach der ernteschweren Straßburger Ebene zu wendet. Dort also erhebt sich jenes uralte Feld, das als Schatten über dem finsternen Steintal hängt. Und in ihm lebten zu Beginn des 18. Jahrhunderts in unwahrscheinlicher Armut in etwa 80 Haushaltungen Menschen, deren einzige Nahrung fast nur aus Holzäpfeln bestand, die auch für die wenigen Schweine, die sie schweren Herzens aufzogen, noch reichen mußten. Als später die Kartoffelzucht im Tal

bekannt wurde, verstanden es die Bewohner nicht, sie in der richtigen Weise zu betreiben, so daß der Ertrag ihrer nachlässigen Arbeit den Aufwand und die Kosten für die Saat kaum lohnte. Und wenn der Marquis an die Menschen dachte, so überkam ihn noch heute die Angst, obwohl Johann Georg Stuber, der abschiednehmende Seelsorger, hier unter Gottes Beistand manche Besserung und Änderung hatte schaffen dürfen. Ach, sie waren arm, diese Menschen, bösertig und mißgünstig gesinnt, lebten in Unfrieden und neben-, anstatt miteinander, hatten keine Sitten des Anstands und kannten keine Grenzen auf moralischem Gebiet, kleideten sich ohne Sorgfalt, schlecht und nachlässig, und redeten ein für Fremde und sogar für nächste Nachbarn unverständliches Patois, eine Mischung zwischen deutschem und französischem Dialekt. Sie stahlen in dem königlichen Forst nicht nur Holz, sondern wurden zu grausamen Wilddieben und hartgesottenen Frevlern. Vor dem Gericht oder dem Lehnherrn aber weinten sie und baten um ihrer Armut willen um Gnade. Sie seien der Nachsicht besonders bedürftig, lebten am Ende der Erde, hätten über ein halbes Jahr Winter und keine Möglichkeiten der Verbindung zur großen Welt. Keine Brücke führe aus ihrem Tal heraus, keine Straße kreuze ihr Gebiet, kein Steg mache die Breusch passierbar, in deren unregelmäßigen Lauf die Wassermengen in die Tiefe stürzten, fruchtbares Land und gefährliche Steine mit sich reißend. Die Weiler untereinander — das alles wußte ja auch der Marquis — verband keine Straße oder wenigstens ein Seitenweg, die Bäche waren ungezähmt,

der Wald nicht gepflegt. Die Menschen waren nicht bereit, zu helfen oder ordnend einzugreifen, weil sie meinten, es sei im Letzten doch aussichtslos. Und so verdarben die Äcker, versumpften die Wiesen und Weiden, verkamen die Forsten, verhungerten und verdarben Mensch und Vieh. Und so stand es um die Landschaft des Steintals bis heute, und es würde noch ärger sein, hätte nicht der nun nach Straßburg an die Thomaskirche berufene Geistliche wenigstens für fast ein Dutzend Jahre hier sein Bestes getan und an Opfern gegeben, was nur zu geben war. Nun sollte wieder ein neuer kommen, ein junger Seelsorger ohne Erfahrung, namens Oberlin, allerdings aus geachteter Straßburger Familie. Stuber hatte sich für ihn verbürgt. Dennoch gedachte der Marquis all der anderen Vorgänger, die hier im Steintal ein Leben ohne Gott und ein Dasein menschlicher Verlorenheit geführt hatten, entsann er sich doch noch besonders des vorletzten, der gemeint hatte, als er auf dem Weg zu einer Taufe einen Hasen erspähte und umkehrte, das Gewehr holte und dem Tier nachstellte, daß ihm dieser Hase nicht wieder vor die Flinte käme, während er die Taufe auch später noch durchführen könne. Würde Oberlin auch so werden, nachdem er sich von der Aussichtslosigkeit geordneter Entwicklung und von der Unmöglichkeit, hier mit erlernter, theologischer Beredsamkeit zu arbeiten, überzeugt haben würde? Der Marquis bat Gott um dieses Tales willen um den rechten Mann. Dann griff er langsam zur Feder, tauchte sie sorgfältig in die rote Tinte, unterschrieb das vor ihm liegende Dokument, bestreute den

frischen Namenszug mit leichtem Sand und siegelte es vorsichtig im Namen seines Königs.

Am nächsten Morgen ritt ein Kurier der Krone nach Straßburg hinüber in die elsässische Ebene und trug unter seinem Wams ein amtliches Schreiben: es war die Bestallungsurkunde für den neuen Pfarrer des Steintals, eines gewissen Licentiaten Oberlin.

Es geschah, als im Frühling des Jahres 1767 der Schnee der Vogesen zu schmelzen begann.

II. Das Erbe der Kolmarer Auswanderer

Im oberen Elsaß liegt die altherwürdige Stadt Kolmar, einst ein bescheidener Mittelpunkt dieser Landschaft zwischen Rhein, Vogesen und Schweizer Kantonen. Als im 16. Jahrhundert auch hier die Reformation Fuß faßte, waren es nicht die schlechtesten Bürger dieser Stadt, die sich der neuen Lehre des Wittenberger Mönches anschlossen. Doch in den geistigen Kämpfen dieser schweren Jahrzehnte unterlagen die Protestanten dem sich stets verschärfenden Regiment katholischer Intoleranz. Manche wohlbekannte und geachtete Kolmarer Familie verließ in dem Jahrhundert der Reformation und dem der Gegenbewegung die altangestammte Heimat — um ihres Glaubens willen. Die der Bäckerzunft zugehörige Familie Oberlin gehörte zu denen, die ihr Bekenntnis höher setzten als ihre irdische Glückseligkeit. Als Jakob Sturm Stettmeister zu Straßburg war, wanderte der erste Oberlin an diesen berühmten Ort, der als freie Reichsstadt allen denen die Tore öffnete, die wegen ihrer

protestantischen Haltung auszuwandern gezwungen waren. Seit dieser Zeit finden wir die alten Kolmarer Bäckermeister nun auch in der großen Stadt am Rhein, deren Münster als ihr Wahrzeichen weithin über die Lande schaut. Sie galten als biedere Handwerker und ehrsame Bürger, die ihr evangelisches Erbe von Generation zu Generation weiterzugeben bemüht waren. Als ein neues Jahrhundert, das 18. seit Christi Geburt, heraufkam und seinen Lauf nahm, befanden sich die Oberlins und ihre Verwandtschaft auch unter den Gelehrten und Ratsgliedern, unter den Dichtern und Übersetzern klassischer und moderner Literatur, unter der herrschenden Schicht dieser reichen und freien Reichsstadt.

Da gab es z. B. einen Professor am Straßburger Gymnasium, einer schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts gegründeten, ehrwürdigen Anstalt, er hieß Johann Georg Oberlin und erwarb sich mancherlei Verdienste um Stadt und Schule.

Da gab es einen unvergessenen Ratsherrn namens Feltz, dessen Rechtsgelehrsamkeit weit über die Grenzen hinweg von allen gerühmt und genutzt wurde, dessen Rat in Versailles genau so gern gehört wurde wie er nötig war für die Entwicklung und Bewahrung der Freiheit in seiner Heimatlandschaft, der arge Nöte nicht erspart blieben. Diesem Rat und Professor wurde eine Tochter Maria Magdalena geboren, die später „als Frau von angenehmem Äußeren“ geschildert wurde, „als ein Engel von Sanftmut und Güte“, und als sehr geistvoll, ja, als eine begnadete Dichterin.

Als diese Jungfer Maria Magdalena Feltz dem jungen Lehrer am Gymnasium, Johann Georg Oberlin, die Hand zum Ehebunde reichte, da ahnte wohl noch niemand, welcher Segen dieser Verbindung zuteil werden sollte. Neun Kindern schenkte Madame Oberlin das Leben, davon waren sieben Söhne. Der Älteste wurde bereits mit 20 Jahren Professor am Gymnasium, bald darauf an der Universität, er war ein Altertumsforscher und Übersetzer besonderer Begnadung. Als die rechte Hand des berühmten Daniel Schöpflin, um deswillen die Fürsten Europas ihre Söhne nach Straßburg schickten, stand er in dem Rufe eines ehrfurchtsgebietenden Meisters, dessen schriftstellerische Werke weite Verbreitung und Anerkennung fanden. Diesem Gelehrten, der die Vornamen Jeremias Jakob erhalten hatte, gesellte sich ein Bruder zur Seite, dessen Nachruhm bis heute nicht erloschen ist und um dessen Leben und Wirken willen auch diese Zeilen geschrieben werden: es ist Johann Friedrich Oberlin, der spätere Steintalpfarrer. Er erblickte das Licht dieser Welt am 31. August 1740 zu Straßburg. Bereits am Tage darauf wurde er in der St. Thomaskirche getauft. In ihm sollte das alte Erbe seiner Familie in besonderer Weise neu entstehen und sichtbar werden: er wurde ein Streiter Gottes und lebte und diente dem protestantischen Glauben getreu, um deswillen seine Vorfäter Heimat und häusliche Sicherheit opferten und ein neues, sicherlich nicht einfaches Leben begannen.

III. Eine frohe Jugend zu Straßburg

Die Feltzens waren einst Gärtner gewesen und gehörten in ihrer Frühzeit der in hohem Ansehen stehenden Straßburger Ackerbürgerzunft an. Sie hatten draußen, vor den Toren der alten Reichsstadt, ein bescheidenes Bauerngut. Als der allseits verehrte Ratsherr Feltz zum Sterben kam, vermachte er seiner Tochter diesen Besitz in Schiltigheim. So kamen die Oberlins in die angenehme Lage, ihre recht kargen Einkünfte, die für solch große Familie nie recht ausreichten, zu verbessern. Doch das konnte nur geschehen durch eigene Mitarbeit. Und so verbrachten die Oberlins viel Zeit draußen in dem „Schlüssel“, wie die Bewohner den Hof mit dem kleinen Haus nannten. Jede freie Minute wurde geopfert, um Feld, Garten und Haus in Ordnung zu halten. Jedes Kind mußte zupacken und helfend arbeiten wie alle Dorfkinder. Und den Sonntag verbrachte die Familie ebenfalls hier, außerhalb der Mauern, und genoß die Natur, die ihr hundertfältig Gottes Güte und Schöpfergeist vor Augen und zu Herzen führte. Und hier in Schiltigheim empfing der kleine Johann Friedrich, den alle Welt nur Fritz rief, die ersten Eindrücke vom Werden und Vergehen aller Kreatur, hier — und nicht so sehr in den engen Gassen der von hohen Fachwerkhäusern übersäten Stadt — empfand er seine eigentliche Heimat.

Das Familienleben in ihrem Stadt- und Landhaus war vorbildlich. Der Vater und die Mutter liebten ihre Kinder und fühlten sich am wohlsten mitten unter ihnen.

Die an Gehorsam gewöhnten Söhne und Töchter wiederum vermißten nichts so sehr als ihre geliebten Eltern. Abends saßen sie stets alle zusammen um den großen Tisch, und der Professor berichtete Neuigkeiten oder malte den Kindern vor oder die Mutter las eigene oder fremde Gedichte, bot ihnen den Inhalt neuer Bücher dar, und oft lasen sie alle mit verteilten Rollen neue Schauspiele. Draußen in Schiltigheim aber galt es, gemeinsam zu arbeiten. Und die Oberlins taten es so gründlich und so sorgfältig zugleich, daß die Nachbarn staunten und manches liebe Mal eingestehen mußten, daß ihr „Professor“ mehr von Wein und Obstbau verstand als sie selbst. Von dem jungen Fritz wußten die Leute aus den Straßburger Gassen genau so viel zu erzählen wie die Bauersleut in Schiltigheim. Er galt als ein gehorsamer, bescheidener, stets hilfsbereiter, gern opfernder und zu allen Zeiten liebevoller Knabe, dem die Gedanken an Rache und Vergeltung fremd blieben, der aber einen Hang zum echten Soldatentum zeigte, den der Vater in seinen Söhnen zu hegen pflegte. Viele Geschichten um Fritzens junges Erleben werden erzählt; sie stimmen nicht alle und einige sind übertrieben, aber aus allen spricht doch der gleiche Geist. Man spürt die Echtheit des Oberlinschen Dranges nach Wahrheit, Nächstenliebe und persönlichem Opfer. So mag hier wenigstens eines der Jugenderlebnisse berichtet werden, um die Charakteristik des kleinen Fritz abzurunden.

Nahe dem Oberlinschen Hause bettelte ein verkrüppelter Armer um Almosen. Da kam der städtische Armenvogt daher und mißhandelte den Bettler in

unverschämter Weise. Der junge Fritz sah diese unheilvolle Begegnung von weitem, eilte herzu, half dem Krüppel und stellte sich danach zwischen ihn und den Polizeidiener; jener gehörte zu den gefürchtetsten Menschen der alten Stadt, die ihren Scheltnamen „Fausthämmer“ wohl kaum zu Unrecht trugen. Fritz schalt nun den Vogt wegen seiner Ungerechtigkeit und wies ihn in seiner echten Empfindung für Recht und Notwendigkeit auf des Dieners ungezügelt und rohes Benehmen hin. Der so Angesprochene geriet in Zorn, packte nach dem „frechen und dreisten“ Jungen und wollte ihn ebenfalls prügeln. Doch die inzwischen herbeigeeilten oder stehengebliebenen Passanten griffen ein und trugen so dazu bei, daß der junge Oberlin seinem Schützling, dem alten Bettlerkrüppel, aufhalf und ihn davonführte. Kurze Zeit danach aber begegnete Fritz dem rohen Armenvogt in einer engen und menschenleeren Gasse der Altstadt. Was nun? dachte der Knabe. Umdrehen, da ein Zur-Seite-Biegen nicht möglich? Doch in seinem Innern vernahm er: „Nein; Du hast einem Unglücklichen geholfen, Gott wird Dich schützen!“ Und so schritt er gläubigen Herzens dem Polizeidiener entgegen, der wiederum nicht umhin konnte, den kühnen, unverzagten Jungen kopfschüttelnd vorbeizulassen und grimmig nachzulächeln, was ihm sicherlich nicht leicht wurde.

Schon früh kam Fritz Oberlin auf das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er nicht ohne Mühe durchlief und im Jahre 1755, nun fünfzehnjährig, verließ, um zu studieren.

IV. Erstes Verlöbniß mit Gott

Straßburg barg zu jener Zeit eine der berühmtesten Universitäten, deren Lehrkörper bedeutende Persönlichkeiten aufwies. Am 30. September 1755 wurde der junge Oberlin inskribiert. Seine Arbeit war von vornherein sehr umfassend. Aus den Vorbereitungsstudien fand er sehr bald zu seiner eigentlichen Aufgabe, die er dann aufnahm und im Laufe eines fünfjährigen Studiums der Theologie zu einem beachtlichen Abschluß führte, so wurde er bereits 1758 Baccalaureus und 1763 gar Doktor der Philosophie. Doch das sind lediglich äußere Zeichen.

„Gerade wie das Brot alle unsere Nahrungsmittel bis zu unserem Lebensende auf Erden begleitet, so muß auch das Studium der Heiligen Schrift alle unsere übrigen Studien begleiten“, so schrieb Oberlin in einem Brief, der uns erhalten blieb. Und so hielt er es in der Tat. Er wuchs langsam in eine freudige Hingabe hinein, die ihn bereit machte, dem Herrn Christus, den er immer mehr als seinen Erretter und Erlöser erkannte, gänzlich zu folgen. Seine Eltern unterstützten den Sohn in seinen Gedanken, und der Einfluß des pietistischen Predigers und späteren Professors Lorenz läßt sich aus Oberlins Frühzeit nicht wegdenken. So fiel die Entscheidung für seine Zukunft recht bald und sehr gründlich: im Dienste Christi wollte er seiner Heimat ein Helfer werden. Und so finden wir ein Dokument dieser ernsthaften Hingabe, die über jede jugendliche Schwärmerei erhaben ist, in einer feierlichen Akte, die auf uns gekommen ist. Während die meisten seiner Kommilitonen

dem Tanz und dem Vergnügen unter gottlosem Geschwätz lebten, saß Oberlin auf seinem kleinen hölzernen Schemel vor dem alten Tischchen und hielt gültige Zwiesprache mit dem Herrgott. Wir mögen aus diesem, Gott dem Allmächtigen geweihten Schriftstück das Verlöbniß erspüren, das der junge Student — zwanzigjährig — aus der Kraft seiner Jesusliebe einging:

Feierliche Akte seiner Gottesweihe, eigenhändig geschrieben von Oberlin: „Ewiger unendlich heiliger Gott! mich verlangt sehnlich, im Gefühle der tiefsten Demut und mit zerknirschem Herzen vor Dir erscheinen zu dürfen. Ich weiß es wohl, ein Erdenwurm, wie ich bin, ist unwürdig, vor Deine göttliche Majestät, vor den König aller Könige, vor den Herrn aller Herren zu treten; vorzüglich bei einem Anlasse, wie dieser, um einen Bund mit Dir zu schließen. Allein Du selbst, o barmherziger Gott! hast ja diesen Bund veranstaltet, hast mir ihn in Deiner unendlichen Gnade durch Deinen Sohn anbieten lassen, Du selbst hast mein Herz dazu vorbereitet. So komme ich denn zu Dir, und bekenne Dir, daß ich ein großer Sünder bin, ich schlage an meine Brust, und spreche mit dem reuigen Zöllner: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Ich komme, weil ich im Namen Deines Sohnes bin eingeladen worden, und verlasse mich ganz auf Seine vollendete Gerechtigkeit. Um Seinetwillen flehe ich Dich, vergib meine Übertretung und gedenke nicht mehr meiner Sünden. Ach ja, ich flehe Dich an, söhne Dich mit Deiner untreuen Kreatur wieder aus. Ich bin von Deinen Rechten auf mich vollkommen überzeugt und wünsche nichts sehnlicher, als Dir

anzugehören, heiliger Gott! Heute übergebe ich mich Dir auf das feierlichste. Höret, ihr Himmel, Erde, nimm es zu Ohren: heute bekenne ich, daß der Herr mein Gott ist. Vernimm meine Worte, o Gott, und schreibe in Dein Buch, daß ich hinführo ganz Dein sein will. Im Namen des Herrn der Heerscharen entsage ich heute allen anderen Herren, die früherhin mich beherrscht haben: den Freuden der Welt, denen ich mich überlassen hatte, den Begierden des Fleisches, die in mir lagen. Ich entsage allem Vergänglichem, damit mein Gott mein Alles sei. Dir weihe ich alles, was ich bin und habe, die Kräfte meiner Seele, die Glieder meines Körpers, mein Vermögen, meine Zeit. Hilf Du selber, o barmherziger Vater, daß ich alles nur zu Deinem Ruhme anwende, und zum Gehorsam gegen Deine Befehle gebrauche. Dir anzugehören, soll mein demütiges, heißes Verlangen in alle Ewigkeit sein. Trägst Du mir auf, in diesem Leben andere hinzuführen, gib mir dann den Mut und die Kraft, frei und offen Dich zu bekennen. Schenke mir die Gnade, daß ich nicht allein mich Deinem Dienste weihe, sondern auch meine Brüder bewege, sich ihm zu widmen. Deiner Leistung übergebe ich meine Person und alles, was mir angehört. Dein Wille, nicht der meinige, geschehe; gebrauche mich, Herr, als ein zu Deinem Dienste bestimmtes Werkzeug; siehe mich an, als zu Deinem Volke gehörig, wasche mich im teuren Blute Deines Sohnes, bekleide mich mit seiner Gerechtigkeit, heilige mich durch seinen Geist, mache mich immer mehr seinem Bilde ähnlich, kehre mit ihm bei mir ein, mein Herz zu reinigen und zu stärken. — Verleihe mir den

Trost, mein Herr und mein Gott, daß ich in stetem Gefühle Deiner Nähe mein Leben hinbringe, und habe ich gestrebt, Dir zu gehorchen und Deinem Willen mich zu unterwerfen, so rufe mich ab, wann und wie Du es für gut findest. Gib, daß ich noch meinen letzten Atemzug zu Deinem Dienste gebrauche. Inbrünstig bitte ich Dich in meines Jesu Namen, daß ich Dich in meinen letzten Lebenstagen noch preisen könne, daß ich in allen Leiden, die Deine weise Vorsehung vielleicht mir zusenden wird, nur Geduld und Ergebung in Deinen heiligen Willen beweisen möge; stärke meine Seele, verleihe ihr Zuversicht, wenn Du sie abrufen wirst, und nimm dieselbe in den Schoß Deiner ewigen Liebe auf; nimm sie auf in die Wohnungen derer, die in dem Herrn gestorben sind, in jene Wohnungen, wo man in ewiger Jugendfülle unaussprechliche Freude genießt. Dir, Vater, samt dem heiligen Geiste werde ewiges Lob gesungen von den Millionen Deiner Erlösten, und von den himmlischen Geistern, an deren Arbeit und Seligkeit Du sie teilnehmen läßt. Meiner Väter Gott, der Du Deinen Bund hältst, und Deine Segnungen spendest bis in das tausendste Glied, ich flehe zu Dir in Demut, da Du ja weißt, welch ein trügerisches Ding es um das menschliche Herz ist! Verleihe mir die Gnade, mit aller Aufrichtigkeit des Herzens in diesen Bund einzutreten, und die Weihe zu bewahren, womit ich bei meiner Taufe geweiht worden bin. Der Name des Herrn sei mir zum ewigen Zeugnis, daß ich ihm dieses Gelübde unterzeichnet habe, mit dem festen, treuen Willen, es zu halten. Straßburg, den 1. Jan. 1760. Johann Friedrich Oberlin.“

Hier trat einer in den Dienst des Herrn und Heilands Jesu Christi, dessen Treue gegen Gott und dessen Nachsicht gegen die Menschen uns ein beispielhaftes Leben vor Augen führt. Es mag hier schon gesagt werden, daß Oberlin 1770, also zehn Jahre danach, als Pfarrer zu Waldbach diese Akte erneuert hat. Und es wird uns nicht verborgen bleiben, daß der Steintalpfarrer manche Nöte und Anfechtungen hatte, lesen wir doch auf einer der mit großer Sorgfalt und Liebe geschriebenen Aktenseiten die Worte: „Herr, hab Erbarmen mit mir, 1822.“ Als er diese Bemerkung schrieb, war er 82 Jahre alt und dem Tode nahe.

V. Seltsame Begegnung unterm Dach

Im Straßburg der damaligen Zeit war Dr. Ziegenhagen der erste Wundarzt. In sein Haus kam Oberlin als Hofmeister. Er hatte die Aufgabe, die Ziegenhagenschen Kinder in die Welt des Wissens einzuführen. Der junge Kandidat war froh, diese Hauslehrerstelle zu haben, denn erstens konnte er selbst lehrend lernen und zweitens hatte er die Gelegenheit, sich ärztliche und chirurgische Kenntnisse zu erwerben. Beide sollten von großer Bedeutung sein für sein späteres Leben. Eine besondere Vorliebe hatte Oberlin von Jugend auf zu dem in der freien Reichsstadt am Rhein nicht sonderlich geachteten Soldatenstand. So kam ihm der Gedanke, ein Amt anzunehmen, das ihm neben der Gelegenheit, den Frieden Gottes zu predigen, auch die Chance ließ, seiner Neigung zu folgen. So übertrug man ihm bald darauf die

Feldpredigerstelle in einem verrufenen elsässischen Regiment, das aus Fremdenlegionären bestand. Um die dort üblichen Spöttereien und Lästerungen an der Wurzel ausmerzen zu können, scheute sich Oberlin nicht, die damals als freigeistig und als Gottesleugner gepriesenen Schriftsteller, besonders Voltaire, zu lesen. Inzwischen wohnte des Professors Sohn in einem alten Fachwerkbau, hoch oben unter dem Dach, und ernährte sich durch Stundengeben, während er seine freie Zeit damit verbrachte, eifrig zu studieren und seine Ausbildung abzurunden. Es waren keine leichten Jahre, die Oberlin hier zubrachte, aber sie formten ihn so, daß er allezeit voller Dank auf sie zurückblickte. Mancherlei seelische Nöte befielen ihn. Einer seiner Brüder starb, und dieses Ereignis weckte in dem Überlebenden eine starke Sehnsucht nach dem Tode. Sein stets sorgfältig geführtes Tagebuch dieser Monate führt uns seine innere Situation ganz klar vor Augen, so, wenn er z. B. sagte: „Es scheint mir keineswegs, als ob ich von ihnen getrennt wäre, wenn ich stürbe; ich sehe hier keinen anderen Unterschied, es ist nur, als ob der Hausherr mir eine andere, von meiner Eltern Haus etwas entferntere Wohnung anwies; wovon die einzige Folge die ist, daß unsere sichtbare Berührung eine Zeitlang unterbrochen sein wird. Nachher werden wir stets in demselben Hause sein, und ich werde mich in der Nähe des Herrn befinden, dessen Allgegenwart das ganze Haus erfüllen wird“, oder etwas später, wenn er uns überlieferte: „... ach, mein Herr und Heiland, wann wird die Stunde herannahen, wo Du Dein Kind zu Dir nehmen

wirst? Ach, sprich doch mit Lächeln zu den Himmelsbewohnern, wie, meine Lieben, wollen wir nicht bald meinen Fritz Oberlin heimholen? Ach, ich will ihn nicht länger dem brennenden Verlangen preisgegeben lassen, das ihn verzehrt, seht seine Ängste, hört, wie er mich anfleht.“ Hier klingt die Sehnsucht in hellstem Tone auf, doch auch auf anderen Gebieten strengte er sich über Gebühr an, so wenn er uns durch sein Tagebuch zu erkennen gab: „Ich will mich anstrengen, immer das Gegenteil von dem zu tun, was die Neigung meiner Sinnlichkeit begehren möchte. Ich will nur wenig essen und trinken und nie weiter, als ich zur Erhaltung meiner Gesundheit bedarf. Was die Speisen betrifft, zu denen ich mehr Lust habe, so werde ich weniger davon genießen als von anderen.“ Aber auch die Gedanken um wirkliche christliche Haushalterschaft beschäftigten ihn, finden wir doch schon in des jungen Kandidaten Aufzeichnungen diese Worte als Randbemerkung: „Erspare immer einen Teil Deines Einkommens für die Armen und verwalte diesen Fonds als guter Haushalter; überhaupt sei so sparsam als möglich, zahle diejenigen, die Dich bedienen, auf eine Weise, daß sie zufrieden sein können, suche dabei Dich von unnützen Ausgaben frei zu halten, lege selbst Hand an und Sorge dafür, daß Deine Kleidung reinlich, aber einfach sei gleichwie Deine Fahrniß; wenn Du wenig verbrauchst, so bedarfst Du keiner großen Einnahmen.“ Auch erfahren wir aus seinen Tagebüchern, daß er 1766 damit begann, eine Sammlung naturhistorischer Dinge anzuschaffen und so ein Kabinett zu gründen, das in späteren Jahren große

Ausdehnung erfahren sollte. Und so können wir hier mit dem älteren Stuber bekennen: „Die doppelte Offenbarung Gottes in der Natur und in der Religion war von frühester Jugend an der Hauptgegenstand seines Nachdenkens.“

Der längst verstorbene, allgemein bekannte Münchener Hofrat und Professor, Dr. G. H. v. Schubert, auch als volkstümlicher Schriftsteller bis heute genannt und gern gelesen, hatte Gelegenheit, zu Oberlins Zeiten Straßburg und das Steintal zu besuchen. Folgen wir hier seiner kurzen Darstellung der ersten Begegnung zwischen dem bisherigen Steintalgeistlichen und dem jungen Nachfolger, jenem Treffen unter dem Himmel Straßburgs, der strahlend in die Dachkammer des Kandidaten Johann Friedrich Oberlin leuchtete. „Eben als Oberlin im Begriff stand, seine Feldpredigerstelle nun wirklich anzutreten, kam der fromme Pfarrer Stuber nach Straßburg, um sich da einen recht würdigen Nachfolger für seine Pfarrei im Steintal auszuwählen. Von Oberlins frommem Sinn und Eifer hatte er viel gehört; er suchte ihn auf. Man wies ihn in ein kleines Dachstübchen; in einer Ecke desselben sah er ein Bett mit papiernen Vorhängen, in welchem unser Kandidat an heftigem Zahnweh darnieder lag. Stuber trat näher, scherzte mit dem muntern Jüngling über die sonderbaren Vorhänge, ‚und‘, fragte er, ‚was ist das für ein eisernes Pfännchen, das über Ihrem Tische hängt?‘ — ‚Es ist meine Küche‘, antwortete der Kandidat, ‚denn wenn ich zu Mittag bei meinen Eltern esse, nehme ich mir da ein Stück Brot mit, lege es abends um acht Uhr in das Pfännchen, gieße

Wasser mit etwas Salz darüber, und stelle die Lampe darunter, bei deren Schein ich studiere. Mahnt mich dann um 10 oder 11 Uhr der Hunger, so ist meine Mahlzeit bereit, die mir besser bekommt als Leckereien.' — Stuber lachte. ‚Sie sind mein Mann, ein Mann, ganz zum Pfarrer des armen Steintales gemacht, für welchen ich Sie bestimmt hatte.' Oberlin freute sich des Antrags, welchen ihm Stuber machte, doch mit frommer Gewissenhaftigkeit forderte er, daß er vorerst eine freiwillige Entlassung von seinem Ruf zum Feldpredigeramt erhalte, und sich ersetzt wisse, und sodann, daß alle Kandidaten, welche dem Range nach vor ihm Anspruch auf Beförderung hätten, die Pfarrstelle in Waldbach ausschlugen. Das erste fand sich durch einen freiwillig sich anbietenden Bewerber, und das zweite stund gar leicht zu erwarten, da die Besoldung eines Pfarrers in Waldbach so äußerst gering war.“

VI. Auf schmalem Pfad

Oberlin hatte Ja gesagt zu des Geistlichen Angebot. In all den Wochen danach gingen ihm die schwerwiegenden Worte des Pfarrers Stuber durch den Kopf. War es wirklich so schlimm?, mochte er manches Mal gefragt haben. Was hatte der alte Herr, der sogar seine Frau geopfert und nun am Ende seiner körperlichen Kräfte war, alles berichtet? „Dort wo im Westen aus der Vogesenkette sich im klaren Frostwetter deutlich die Kuppe des Donon abzeichnet, liegt ein Tal, so ganz von der Welt abgeschnitten, daß schon die Straßburger

kaum den Namen kennen. Es ist die schlechteste Pfarre im ganzen Elsaß, und darum will sie niemand übernehmen. Wer dorthin geht, wagt ebensoviel, wie wenn er über das Weltmeer zu den Menschenfressern fährt. Zwar die paar hundert Menschen, die dort verstreut in Waldlöchern und Felsenhöhlen wohnen, sind keine Menschenfresser, obwohl sie armen Wilden gleichen. Ein desto ärgerer Menschenfresser ist dort der Winter, der auf diesen Höhen die Matten noch in haushohem Schnee vergräbt, wenn unten im Rheintale schon die ersten Heufuder in die Scheunen gefahren werden. Und wenn man hier den Traubensaft mostet, scharren sie dort oft erst ihr bißchen Roggen unter der vereisten Schneekruste heraus. Sechs volle Monate und zuweilen länger sperrt dieser Winter, den man sich nicht vorstellen kann, wenn man ihn nicht dort erlebt hat, die Menschen in ihre Gelasse, so daß die nächsten Nachbarn sich nicht sehen. Nur der Geistliche muß unterwegs sein, um die Kranken und Sterbenden zu trösten, die irgendwo in den meilenweit entlegenen Waldlichtungen in ihren Unterschlüpfen wimmern. Dort könnte man einen Mann gebrauchen, der sich wie ein Soldat geübt hat, im Zelt und Feldbett zu schlafen, und die Vorbereitung wäre für einen Geistlichen in diesem Hochland die wichtigste, die es geben kann, wenn er dort mit seinen Körperkräften aushalten soll“ (Scheuermann). Ja, es war ungeheuerlich: zehn Stunden von Straßburg entfernt gab es Menschen, die in einer schier unbegreiflichen Kümmernis dahinvegetierten und die ohne Gott lebten, ja, die sogar — so schien es — der Allmächtige nicht mehr

ansprach. Stuber war schließlich gegangen, nachdem er den jungen Geistlichen auf alle Schwierigkeiten aufmerksam gemacht und sie gemeinsam gebetet und sich und die Menschen des Steintales der Gnade des Herrn empfohlen hatten.

Oberlin nutzte die letzte Frist vor der Abreise, um sich Kenntnisse über Land und Mensch im Ban-de-la-Roche zu verschaffen. Doch er fand nur wenig Material. Aus ihm aber erfuhr er von Not und Elend, Hunger und Pest, Krieg und Totschlag. Es schauderte den jungen Mann vor dem, was er hier erfuhr. Auch seine Familie fand warnende Worte. Sie ließen ihn ungern dorthin gehen.

Wenige Tage nachdem der Kurier vom herrschaftlichen Schlosse in Rothau des neuen Pfarrers Bestallungs-urkunde in der Dachstube zu Straßburg abgeliefert hatte, machte sich der bisher noch nicht ordinierte Geistliche — mit einer Sondererlaubnis des hohen Konsistoriums versehen — auf den Weg in die Unwirtlichkeit des vogesischen Hochfeldes. Bis in den genannten Ort Rothau fuhr der neue Seelsorger in der Postkutsche. Dann aber begann er seine Wanderung in die wilde Gegend, später folgte ihm seine unverheiratete Schwester. Man schrieb den 30. März 1767, als Oberlin in die rauhe Luft des Hochgebirges stieg. Schneewehen schimmerten ihm entgegen. Reißende Bäche fluteten zu Tal. Leblos lag das Land, und menschvergessen rauschten die Bäume der unendlichen Wälder. Das Tosen der Breusch empfing ihn, als er auf schmalem Pfad bergan kletterte. Schließlich erreichte er Waldbach, den Pfarrort, und

erkannte die verfallene Hütte, die ihm als Amtssitz zugewiesen war. Der Siebenundzwanzigjährige stolperte in den nächsten Tagen über Bäume, Wurzeln und Geröll, durcheilte die herabstürzenden Wildbachfluten und suchte seine ihm anvertraute Gemeinde in den Weilern und Dörfern ringsum. Er sprach sie an, doch sie wehrte sich dagegen und vergrub sich in den strohgedeckten Hütten am Rande der Welt, schwieg beharrlich und wehrte jede Bekanntschaft und jegliche Neuerung ab. Oberlin spürte sofort ihre Abweisung und seine innere Not wuchs von Stunde zu Stunde. Was wußten die 400 bis 500 Menschen in ihren Erdhöhlen von der Liebe Gottes und von dem Eifer, den ihnen dieser junge Mann aus hoffendem Herzen entgegenbrachte? Und so erwuchs dem Pfarrer von vornherein eine doppelte Pflicht: dem Heil der Seele seiner Gemeinde zu dienen, aber auch der leiblichen Not mit allen gottgewollten Mitteln zu Leibe zu rücken. Und merkwürdig, gerade in seinem Bemühen, ihnen zu äußerlichem Wohlergehen zu verhelfen, stieß er auf den größten Widerstand, der mit unerklärlicher Leidenschaft verfochten wurde, ja, die Steintäler nahmen es in ihrem Bettlerstolz als höchstes Übel an, daß Fremde ihnen helfen wollten und auch — was nicht ausblieb — „ihr häusliches Elend, ihre Unreinlichkeit, ihre Trägheit, ihre Ungeschicklichkeit beim rechten Namen“ nannten. Johann Friedrich Oberlin erkannte nur allzu bald, daß sein Vorgänger nichts übertrieben hatte, als er ihm vom Steintal und den dortigen Verhältnissen berichtete, ja, er meinte nun gar, alles sei noch schlimmer als geschildert. Und der Pfad, den er nun beschritten, so dachte

der neue Geistliche, würde noch schmalere; ihn zu be-
gehen, so schien es ihm manches Mal, noch schwerer.

In dieser Zeit der ersten Nöte — sie schauten sich an,
als seien sie unüberwindlich — flüchtete Oberlin in all
seiner Verzagtheit und inneren Einsamkeit in das Gebet.
Und in ihm rang er mit Gott und flehte und flehte ohne
Aufhören.

VII. Gottes Vogt im Ban-de-la-Roche

1831 — kurz nach Oberlins Tode — schrieb Stöber
seine verdienstvolle Arbeit über den Steintalgeistlichen,
dem er zeit seines Lebens sehr verbunden war. Bevor
wir nun darangehen, das Wirken Oberlins im einzelnen
zu untersuchen, wollen wir einige Geschehnisse dieser
Frühzeit schildern, die Stöber aus Oberlins Tagebuch
entlehnte: „Oberlin war kaum in seinem bescheidenen
Pfarrhaus, einer Wohnung von einem Stockwerk mit
drei bis vier Zimmern nebst einem ein paar Schritt langen
und ebenso breiten Gärtchen, eingezogen, als er sogleich
seine staunenswerte Tatkraft entwickelte. Wenn ein
römischer Kaiser sein edles Bedauern darüber an den Tag
legte, einen Tag ohne eine gute Handlung vorübergehen
zu lassen, so glauben wir nicht, daß dieses Gefühl unseren
edlen Oberlin je in Betrübniß versetzen konnte. Er wies
den Gedanken, sich auf die Tätigkeit eines gewöhnlichen
Geistlichen zu beschränken, von sich; der Wirkungskreis,
den er sich vorzeichnete, war unendlich groß. Er glich
einem frommen und edlen Fürsten, welcher, nachdem er
in den Besitz seines Landes getreten, Tag und Nacht auf

das Wohl seiner Untertanen bedacht ist; er widmete seinen Pfarrgenossen alle seine Sorgfalt sowohl für das Zeitliche als für das Himmlische“. — Ehe wir das Gemälde von Oberlins Wohltaten entrollen, sei es erlaubt, einige Züge zu schildern, die er in seinen Annalen selbst aufgezeichnet, und die auf eine sehr beredte Weise das Elend schildern, das noch auf einer großen Anzahl der Bewohner des Steintals während der ersten Jahre der Amtszeit Oberlins drückend lastete. Diese Schilderungen müssen um so lebendiger den ganzen Wert und das ganze Verdienst der edlen Anstrengungen dieses Apostels der Menschen hervorheben. — „Ein armer Bürger hatte zehn fast sämtlich noch kleine Kinder; er hatte kein Geld, um für alle Schuhe zu kaufen, und zwei dieser Kinder waren abwechselungsweise trotz Kälte und Regen zum Barfußgehen verpflichtet. — Man sah Leute in Milch gekochtes Gras essen. — Eines Tages traf Oberlin eine Witwe, die vor ihrer Haustüre saß, und unterhielt sich mit ihr. Im Augenblick, wo er sich anschickte, sie zu verlassen, zog er einen Sou aus seiner Tasche und frug sie verlegen, ob sie diesen Sou von ihm annehmen würde. Wie erstaunte er, als er die Augen der Witwe vor Freude strahlen sah; obgleich fast kontrakt, erhob sie sich schnell und drückte ihm die Hände. ‚Ach‘, sagte sie, ‚damit kann ich mir doch auf eine ganze Woche Brot kaufen; mein Magen kann nicht mehr die Kartoffeln ertragen, und ich habe kein Geld, um mir Brot zu kaufen.‘ Diese Witwe gehörte nicht unter die Ärmsten des Ortes. Oberlin fügte bei Erwähnung dieser Anekdote hinzu: ‚O würden doch diejenigen, die nicht sparen, sich mit

wenigem begnügen, auf eine Speise und einfache Kleidung sich einzuschränken und überflüssige Dinge sich zu entziehen gelernt haben, so wie die, welche nicht all ihre Zeit auf Arbeit und gute Werke zu verwenden verstehen, würden sie doch, rufe ich, unsere armen Steintäler kennen lernen! — Erwähnen wir noch eine weit charakteristische Anekdote, die einen Beweis von dem Jammer liefert, worin sich damals die Steintäler befanden und wovon sie Oberlin befreit hat. „Als Oberlin eines Tages an einem Garten vorbeiging, so zeigte ihm eine Frau eine Kartoffel und sagte lächelnd zu ihm: ‚Dies ist mein Herr, Herr Pfarrer!‘ — ‚Wie‘, entgegnete Oberlin, ‚eine Kartoffel Euer Herr?‘ — ‚Ja‘, sagte sie, ‚ich habe schon alle gegessen, sie dienen mir zur Nahrung, aber diese da ist mein Herr, ich werde sie nicht essen.““

Wie manches Mal war Oberlin verzagt, wenn er daran dachte, daß sein Steintal die einzige evangelische Gemeinde in einer katholischen Umwelt bildete, wenn er sich vor Augen führte, wie wenig doch die Wahrheit des Evangeliums spürbar wurde. Gar harte Gedanken bestürmten den jungen Seelsorger, der nur ganz langsam hier und da einen Freund, einen Helfer, eine betende Seele gewann, der aber nach wie vor im allgemeinen abgelehnt, ja, verfolgt, aufgelauert und überfallen wurde. Stets aber besiegte er durch sein tapferes Herz und sein nimmermüdes Eintreten für den Frieden in Gott die Bösartigkeit und Gemeinheit, die in den Steintälern argwöhnisch lauerten. In all seiner Niedergeschlagenheit stand ihm seines Vorgängers Losung vor Augen:

„Wir wollen ein Volk Gottes werden!“ Und wenn sich ein Mann oder eine Frau oder ein junger Mensch zu ihm begaben und sich zu seinem Tun bekannten, so taten sie es aus der klaren Erkenntnis heraus, daß hier ein Mann vor ihnen stand der in letzter Verantwortung vor Gott handelte, ja, daß sein Tun sich nicht von seinem Reden und seiner Predigt unterschied, sondern daß das eine, die Handlung, der verwirklichte Teil des anderen, der Predigt, sei. Und im Laufe der Jahre merkten dies die Bewohner von Waldbach, Fonday, Belmont, Solbach, Bellefosse und den verstreuten Weilern und den zahlreichen Einzelgehöften. Es gab einige, die vor sich selbst ehrlich genug waren, diese Erkenntnisse dadurch zu zeigen, daß sie ab sofort zu ihrem Pfarrer hielten und sich seinem Worte beugten. Doch jene großartige Einheit der Herzen ergab sich erst, als die von Oberlin besonders geliebten Kinder der Anfangszeit erwachsen waren und in seinem Geiste zu leben und zu dienen suchten. Oberlins Weg war mühsam und langwierig, war voller Hindernisse und Nöte, voller Verzagtheit und voller Freuden. Was niemand sah und was nur selten erahnt wurde, war, daß ihr Seelsorger täglich vor Gott auf den Knien lag und ein jedes seiner Pfarrkinder der Güte und Gnade seines Herrn empfahl. Und der Allmächtige gab den Segen, die schwierigen Menschen dieser einsamen und schier vergessenen Landschaft am Rande der Welt unter das Kreuz Christi zu führen und sie im Angesicht des Heilandes willig und fähig zu machen, um Seinetwillen die Lasten zu tragen und um Seines Todes willen fröhlich und dankbar und gehorsam gegen Gott zu sein.

a) Der Volkserzieher seines Tales

In all seinen Anstrengungen um die Schaffung menschenwürdiger Zustände in dem ihm anvertrauten Steintal ging Oberlin von der Erfahrung aus, daß zwar nicht dem Menschen, aber Gott dem Allmächtigen alle Dinge möglich seien. Er wußte um diese Grunderkenntnis und diente niemals aus Menschen-, sondern stets aus Gotteskraft. Und so war für all sein Tun die stets gleichbleibende Basis: das Gebet um des Herrn Beistand.

Johann Friedrich Oberlin schämte sich der Tränen nicht, die er um jene Jugend und Kinderschar vergoß, die er in der Pfarrei vorfand, die — wie er sagte — „eine so üble Auferziehung“ hatte an „Orten, da Fluchen, Schelten, Schwören, Schlagen, Raufen häufiger ist als Brot“. Nur allzu gut und genau wußte der junge Geistliche, daß es seine erste Aufgabe sein müßte, diese Jugend für sich zu gewinnen, denn in ihr sah er die künftigen Glieder seiner Gemeinde, daher predigte er so oft von der Jugend als dem „Pflanzgarten des kommenden Volkes“, den es zu pflegen galt, um eine „gute Nachwelt“ zu gewinnen. „Vernachlässigt die Kinder, laßt sie ohne Aufsicht, ohne Überwachung, und ihr bereitet einen abscheulichen Nachwuchs vor!“ mahnte er eines Sonntags. Klar erkannte er, daß die Jahre der Kindheit „diejenigen sind, wo das Herz am zartesten, am biegsamsten und bildsamsten ist“. An anderer Stelle fügte er, diese Mahnung abrundend, hinzu: „Das, was ihr da hineinsäet, wird kaum jemals ausgerodet werden können!“

Und so begann Oberlin sich über alle Kinder in seinen Pfarrdörfern Aufzeichnungen zu machen, ja, er legte eine

richtige Akte an. Mit drei Jahren kamen die Kinder des Steintals in seine Obhut, und dann entließ er sie nie mehr aus seiner Hand, da sie ihr ganzes Leben lang unter seinem Einfluß blieben. Bis zum siebten Jahr besuchten diese Kinderchen Strickschulen, in der übrigens auch Jungens stricken lernten, doch hatten sie ausreichende Zeit, herumzutollen und ihrer Kindheit in froher und vergnügter Weise zu leben. Doch schon erfaßte sie die dreiklassige Unterschule, wo neben die Hauptfächer Rechnen, Schreiben und Lesen die Unterweisung in Gesittung und Anstand trat. Dann kamen die Kinder des Hochfeldes in eine ebenfalls dreiklassige Mittelschule, in deren erweitertem Lehrplan auch Grammatik, Diktat, Aufsatz, Länderkunde enthalten waren. Hierauf folgte die dreiklassige Erwachsenenschule, die bereits große Anforderungen stellte und in ihrem Programm äußerst weit gefaßt war, reichte es doch von der Staatsbürgerkunde über die Weltgeschichte bis zur Ackerbauwissenschaft.

Alle Pläne waren nach historisch-organischem Schema aufgebaut, alle Lehrmittel wurden selbst angefertigt, der Besuch des Unterrichts durch Prämien und demokratische Selbstverwaltung der Schüler, durch Rangeinordnung und Dekoration der Fleißigen gewährleistet; so erwuchs bereits im Steintal eine Schulpflicht, als die Welt ringsherum an dieses heiße Eisen nicht zu denken wagte. Die Lehrer wurden auf Oberlins Kosten ausgebildet, die Kindergärtnerinnen durch ihren Geistlichen unterrichtet. Er selbst arbeitete tatkräftig mit, soviel er nur vermochte. Er beaufsichtigte streng und gütig

zugleich, ließ jeden Mittwoch in Gegenwart aller anderen Schulen eine in der Waldbacher Kirche prüfen.

Ach, es ist unmöglich, Oberlins Taten im einzelnen zu schildern, seine umfangreichen Aufzeichnungen und Programme zu gliedern. Gewiß, es darf einschränkend gesagt werden, daß all diese Gedanken um die Erziehung und Schulen sozusagen in der Luft lagen, doch gebührt dem Steintalpfarrer — diesem Volkserzieher von Gottes Gnaden — ein erstes Lob.

So nehmen wir zum Abschluß noch einen Einblick in das Wesen dieser Zeit und folgen Wilhelm Scheuermanns Ausführungen: „Seit dem Erwachen des Humanismus ist kein Zeitalter so bewegt gewesen von Erziehungsplänen wie dieses, das unter dem frischen Eindruck von Rousseaus «Emile» steht, wo der kriegsinvaliden preußische Edelmann Friedrich Eberhard von Rochow auf seinen märkischen Gütern Volksunterrichtsanstalten eröffnet und ein Schulbuch für Kinder der Landleute verfaßt, wo die Gelehrten und Dichter Gedanken über die Erfolge der Franckeschen Schulzuchtanforderungen austauschen, wo man sich empfindsame Briefe über Basedows Ideen schreibt und Pestalozzi auf seinem verwirtschafteten Bauernhof die erste Armenanstalt gründet. Aber das große Ereignis in der Geschichte des Unterrichtswesens, daß im Herbst 1769 die ersten „Führerinnen der zarten Jugend“ ausgebildet und zu Anfang des Jahres 1770 die erste Kleinkinderschule der Welt von einem unbemittelten Dorfpfarrer in einem unbekanntem Winkel des Elsaßes gegründet worden ist, erfuhr die Welt erst soviel später, daß sogar die Urheberschaft

dieses Gedankens zeitweilig umstritten worden ist. Sie ist aber außer Zweifel gestellt durch die Rede, die der berühmte Naturforscher Cuvier vor der französischen Akademie gehalten hat und in der er im Jahre 1829 festgestellt hat, daß die Kleinkinderbewahranstalten aller gesitteten Länder in dem Vorbild Oberlins ihren Ursprung haben.“

b) Der Baumeister von Gottes Gnaden

Die Nacht wich einem kalten Wintermorgen, als von Rothau her der Pfarrer Oberlin auf seinem klapprigen Pferd angeritten kam. Aus den verfallenden Hütten des Steintals lugten die blassen Gesichter und wunderten sich über ihren Geistlichen, der wieder einmal eine frostige Nacht durchlitten hatte, denn gestern früh war er in seine Vaterstadt aufgebrochen. Doch wie erstaunt waren die Waldbacher Einwohner, als sie wenige Stunden später in der alten Kirche aus Oberlins Munde hörten, daß er im Frühjahr mit dem Bau eines Schulhauses beginnen wollte. Sie erschranken, denn sie hatten ihm ausdrücklich Geld, Fron und jeglichen Dienst dafür verweigert, weil sie meinten, die alte Hütte sei gut genug für eine Schule, von deren Besuch sie ohnehin nicht allzuviel hielten, da es notwendig sei, die Kinder bei der Arbeit anzustellen und sie nicht unnötige Dinge lernen zu lassen. Doch sie erschranken abermals und schüttelten ihre Köpfe sehr vernehmlich, als Oberlin nun fortfuhr, ihnen zu erklären, daß sie nichts für diesen Schulbau zu tun oder zu zahlen hätten. Er überreichte ihnen ein notariell gesiegeltes Dokument, aus dem hervorging,

daß ihr alter Pfarrer Stuber und ihr junger nunmehriger Geistlicher auf eigene Kosten das Haus bauen wollten. Ja, Oberlin ging soweit, daß er selbst die Unterhaltungskosten auf sich nahm. Die erstaunten Bewohner dieses Tales am Ende aller Welt blieben ihm die Antwort schuldig. Doch neugierig schauten sie durch ihre winzigen Fenster, als wenige Wochen darauf fremde Arbeiter aus dem Nachbargebiet und der elsässischen Hauptstadt begannen, das von Oberlin gekaufte Grundstück für den Bau vorzubereiten. Wie wir wissen, war der Pfarrer Oberlin kein reicher Mann, aber sein Vertrauen auf Gottes Hilfe und Beistand war so groß, daß er dieses Werk in gläubiger Hingabe begann. Und so erfuhr er Wunder über Wunder. 1769 stand die Schule fertig, ein moderner Bau mit roten Ziegeln und großen Fenstern. Er, der Erbauer, weilte nun seit $2\frac{1}{2}$ Jahren im Steintal, betete seit dreißig Monaten für die Erweckung seiner Gemeinde. Und jetzt erst spürte er zum ersten Male, daß diese Menschen begriffen, daß er ihnen ein Freund sein wollte, ein Helfer und ein Bote Christi. Und da waren einige, die zu ihm kamen und ihm antrugen, sie wollten ihm helfen, seine Pläne zu verwirklichen und in allen Dörfern Schulen bauen. Und eine Witwe von Bellefosse brachte dem Geistlichen ihre geringen Ersparnisse als einen Grundstock. Wir finden in Oberlins Tagebuch in jener Zeit diesen Eintrag: „Ich komme zurück, weine, suche mich des Erstickens zu erwehren.“ Diese erste behutsam sich zeigende Wandlung in seinen Weilern beglückte ihn mehr als alles andere und stärkte sein Gebet und seinen Dienst.

Nun wurde ihm einiges leichter. Und ein neues Ziel schob sich dem unermüdlichen Pfarrer vor die Augen. Seit Monaten schon entwarf er neue Pläne. Sie galten dem Bau von Wohnhäusern im Tal. Dort standen nur erbärmliche Hütten, deren Dumpfheit und Enge nie lebensfördernd sein konnten. So begann er in seinen Predigten die Gemeinde auf diesen unmöglichen Zustand hinzuweisen. Doch das war den Menschen nun zu viel; hier konnten sie nicht folgen. War es denn nicht genug, daß in Waldbach, in Bellefosse, in Belmont und auch in Solbach nun schmucke Schulhäuser standen? Erst als Oberlin Beihilfen versprach, einen Sandsteinbruch entdeckte und zur freien Abfahrt öffnete, für Umbauten oder Anbauten Zuschüsse gab, erst dann erwachte langsam bei diesem und jenem der Wille, sich und seiner Familie ein menschenwürdiges Unterkommen zu schaffen, ein Haus und einen Stall, die dem ganzen Tal einen anderen, einen besseren Anstrich verliehen. Und so erreichte es Oberlin, daß im Laufe der Jahre und Jahrzehnte ein schmuckes Haus neben das andere trat und daß der inzwischen zum Lehnsträger gewordene Straßburger Patriziersproß, der Baron Dietrich, sich verwundert in dem Tal umschaute, dessen Namen die meisten Elsässer gar nicht kannten oder, falls sie es kannten, nur mit Grauen beschrieben. Und als der um diese Landschaft ebenfalls hochverdiente Baron in das Waldbacher Pfarrhaus trat und Oberlin besuchte und mit ihm verhandelte, war er zutiefst gedemütigt, denn die Pfarre des Dorfes war nur ein finsterer, etwas erweiterter Stall, verglichen mit den neuen Bauten rings-

herum. Und als der Standesherr den Geistlichen darauf hinwies, erhielt er zur Antwort: „Solange noch Leute meiner Gemeinde in elenden Katen und erbärmlichen Löchern hausen, will ich für mich keine neue Wohnung.“

Und noch einmal stellte der Pastor des Steintals seine Gemeinden vor ein schier unüberbrückbares Hindernis. Er wünschte Straßen zu bauen! Das Tal war völlig isoliert, wirtschaftlich vollständig abgeschnitten. Keinerlei günstiger Einfluß konnte hereindringen. Ja, es gab nicht einmal Wege zwischen den Dörfern, so daß Oberlin manches liebe Mal tagelang unterwegs war, da die Pfade überschwemmt, mit Schneewehen verbaut oder durch Baumriesen versperrt waren. Wie war es doch, wenn im Frühjahr der Schnee schmolz und das eisige Wasser in unaufhaltbaren Strömen zu Tal raste, alles vertilgend oder mit sich reißend, was in seiner Flutlinie lag oder nach Wochen ein Meer von Morast in verküppelter Landschaft hinterlassend: verwüstete Äcker, zerwühlte Pfade, ausgerissene Bäume und Büsche, zerspaltene Steine und ein Gewirr leblosen Getiers. Oberlin also bat seine Pfarrkinder um Hilfe. Sie folgten ihm noch, als er ihnen riet, mit den Wegen zwischen den eigenen Dörfern und Weilern zu beginnen. Und wie ermahnte er sie dazu? „Bringt jeden Sonntag, wenn ihr zur Kirche geht, einen Stein mit — nehmt die von euren Äckern — und werft sie auf die sumpfigen Stellen des Pfades. Und fangt bei den eigenen Häusern an, pflegt den Weg zu eurem Feld und Gemüse. So wird es werden, glaubt es!“ Und er selbst ging wie stets mit leuchtendem Vorbild voran. Doch nun sollte die Straße in Angriff

genommen werden! Hermann Waldenmaier beschrieb uns diesen Vorgang: „... als Oberlin seine Leute mit diesem Plan überrascht, gibt es nur eine Stimme: unmöglich! Da müssen Felsen gesprengt, Wildbäche umgeleitet, Stützmauern angelegt werden. Von der Brücke über die wilde Breusch gar nicht zu reden! Aber für Oberlin, der schon wieder den fertigen Plan in der Tasche hat, gibt es kein Zurück. Er ruft in die Versammlung: ‚Es geht um euer und eurer Kinder Wohl. Wer das einsieht, folge mir!‘ Schon geht er in sein Haus, zieht einen alten Rock an, nimmt Hacke und Schaufel auf die Schulter und marschiert los. Das wirkt! Sollen sie ihren Pfarrer allein lassen? Eine Schande wär’s. Einer nach dem andern kommt mit Handwerkszeug. Oberlin verteilt sie auf die verschiedenen Plätze, an den gefährlichsten ist er selbst dabei. Meter für Meter schreitet unter seinem Kommando die Straße weiter. Vor Rothau gebietet die Breusch, über die nur ein schmaler Steg führt, ein Halt. Aber für die Liebe, die dem Nächsten dient, darf es kein Halt geben. Oberlin baut eine Fahrbrücke — «Liebesbrücke» wird ihr Name. Das Tor in die Welt ist für das Steintal aufgestoßen.“

So diente Oberlin Jahr um Jahr, die Kraft aus dem Brunnquell christlicher Nächstenliebe schöpfend; alles das tat er aber als ein gehorsamer Sohn Gottes um seiner geliebten Pfarrkinder willen.

c) Der erste Bauer seiner Gemeinden

„Jedes Mitglied wird sich bestreben, durch ein wahrhaft christliches Betragen und durch ein brüderliches

Verhalten gegen seinen Nächsten sich auszuzeichnen“, so stand es in den von Oberlin ausgearbeiteten Satzungen des landwirtschaftlichen Vereins im Steintal. Gar bald hatte sich der Pfarrer zur Gründung dieser Organisation veranlaßt gesehen. Sorgenvoll erkannte er den Notstand allüberall in seinen Weilern. Ganz langsam und organisch — im Gebet von nur wenigen getragen — ging er ihm zu Leibe. In diesem Dienst als erster Bauer seiner Gemeinden schritt er ihnen ebenfalls kühn voran. Auch auf seinen Feldern und in seinem Garten wuchsen bisher kaum Erträge. Doch das wurde nun allmählich anders, angeregt durch das Studium einschlägiger Zeitschriften und durch Beratung seitens erfahrener Landwirte. Er leitete als erstes die Bergwasser ab, schützte die Steil- und Steinhänge, verwandte Jauche als Dünger, errichtete Komposthaufen, sammelte Abfälle, tat all das Selbstverständliche, was seine Steintalbewohner aber für nicht notwendig und daher überflüssig betrachteten. Doch als sie erkannten, wie im Garten ihres Geistlichen herrliches Gemüse gedieh und Blumen wuchsen, wie Rüben hervorschoßen, wie sein Roggen auch auf dem dünnen Erdboden aufkeimte, wie die gedüngten Wiesen seinen Kühen günstigere Nahrung gaben und daher die Milch der Tiere sich vermehrte und verbesserte, da wurden auch sie hellwach, und manchen trieb der so angespornte Eifer zur Nachahmung, so daß Oberlin zur Gründung des Vereins schreiten konnte. Alle agrarischen Zeitschriften und Bücher der damaligen Zeit hielt oder kaufte der Pastor von Waldbach. Aus ihnen las er seiner Gemeinde vor oder aber zeigte ihnen praktisch,

was er an Neuem ermittelt. Die Kinder in der Schule erfuhren davon im Unterricht. Sicherlich, auch Oberlin wurde von Mißernten nicht verschont, doch war seine Arbeit so, daß seine Pfarrkinder zu begreifen begannen, wie richtig des Geistlichen Pionierarbeit für sie war. Schon die einfachste und erste Belehrung brachte ihnen größte Hilfe: sie erfuhren die Wahrheit um die Kräuter, sammelten sie nun und verbesserten und vermehrten ihre Mahlzeiten. Schließlich führte Oberlin einige Obstbäume ins Steintal ein. Welch Wunder!, meinten die einen, welch Unsinn!, die anderen. Aber nach einer gemäßen Frist hingen im Pfarrgarten herrliche Früchte in den jungen Bäumen; sicherlich, die wenigsten wußten, daß ihr Seelsorger viele Mühen auf sich genommen hatte, um fruchtbare Erde zu gewinnen und diese mit der vorhandenen ins rechte Verhältnis zu mischen. Bald danach bekamen die Schüler die Aufträge, Gärten um ihre Schulhäuser anzulegen. Mancher kleine ABC-Schütze erhielt zum Lohn einen Apfelbaumstamm, der nun im elterlichen Garten neben den bisher geernteten harten Birnen seine Früchte tragen sollte.

Ein großer Kampf war die Einführung der Kartoffel. Auch hier blieb Oberlin siegreich. Er leitete seine geliebten Steintäler so an, daß sie ihm endlich vertrauten und dem Rat folgten. Und nach wenigen Jahren hatten sie eine Sorte gezüchtet, die für das rauhe Gebirgsland im Steintal paßte und bald danach auf den Märkten der Umgebung, besonders aber in Straßburg, sehr begehrt wurde.

Dieses alte Tal am Hochfeld, dem Hunger und Pest nicht fremd waren, in dem Not und Kummer hausten,

das mit irdischen Glücksgütern nicht gesegnet war, in diesem Tal lebte und diente ein Mann Gottes und verwandelte die Menschen und die Landschaft aus brüderlicher Liebe und gläubiger Hingabe und als ein nie verzagendes Vorbild für das Steintal, jenes letzten Winkels der Welt in den Vogesen. Täglich brachte er Seinem Herrgott diese sich wandelnde Gemeinde im Gebet dar. Und es hatte für Oberlin keine größere Beglückung gegeben, als im Laufe der Jahrzehnte zu erkennen, daß Gott ihn erhört und durch Seine Kraft und Güte auch da noch Änderungen schuf, wo menschliches Maß und menschliche Meinung versagten und wo menschliche Hilfe und menschliches Tun vergeblich waren.

d) Der Sozialreformer seiner Dörfer

Da lebte seit bald zwei Jahrhunderten im schweizerischen Basel eine um ihres protestantischen Glaubens willen vertriebene französische Familie namens Le Grand. Einer dieser Hugenottenabkömmlinge wurde Fabrikant und stellte in seinen Wirkereien Kleider her. Dieser Basler Bürger aber pflegte auch mündlichen oder schriftlichen Umgang mit den bekanntesten Menschen jener Zeit, so verband ihn eine Freundschaft mit Pestalozzi und Lavater. Es gab da aber auch einen längeren Schriftverkehr zwischen ihm und dem noch völlig unbekanntem Pfarrer im elsässischen Steintal, mit Johann Friedrich Oberlin. Ein Ergebnis dieser brieflichen Aussprache wurde die Verlegung der Basler Fabrikation in das arme Tal. Einen solchen Mann suchte Oberlin.

Er war nicht nur Kaufmann, sondern zuvor ein Christ. Und alles was er in den folgenden Jahrzehnten tat, war im Sinne seines Freundes, des Pfarrers von Waldbach. Er schuf keine eigenen Herstellungshallen, sondern gab den Bewohnern die Webstühle ins Haus, so daß diese ihrer sonstigen Arbeit nachgehen konnten. So geschah nun endlich das, wofür der junge Geistliche jahrein, jahraus gebetet hatte. Die soziale Struktur seiner Dörfer wandelte sich. Langsam blühte aus der nackten Armut eine sichtbare und allen wohltuende Gesicherheit.

Doch bevor Monsieur Le Grand ins Tal kam, hatte der Pfarrer schon manchen guten und doch auch wieder vergeblichen Schritt unternommen. Ihm stand stets klar die von Pfarrer Waldenmaier gestellte Frage vor Augen: „Woher nahm das Steintal das Geld zu den vielerlei Unternehmungen?“ In seinem kleinen Oberlin-Buch gab uns der Verfasser auch sogleich die Antwort: „Auch dafür hat Oberlin sorgen müssen, und es ist wahrlich nicht die geringste Sorge gewesen. Daß von dem Geld das Glück nicht abhängt, hat er, über den das Geld keine Macht hatte, am besten gewußt. Aber er sieht auch bei seinen Leuten, wie unter der Armut und Sorge die Seele erlahmen und ersticken kann. Dumpf und hoffnungslos nehmen sie ihre Armutei als etwas Unabänderliches hin. Unter dem Nichtstun verkümmern die Seelen immer weiter. Zur Würde des Menschen gehört das Wirken. Der Führer des Steintals entwirft den Feldzugsplan gegen Arbeitslosigkeit und Armut. Planmäßig, wie immer, geht er vor.“ Die Strickschulen gewannen an Bedeutung, durch Handarbeit kam das erste

städtische Geld ins Tal. Straßburgs Kaufleute wurden von Oberlin mit Bitten überhäuft, ihm doch die hier gefertigten Waren abzunehmen. Seinen vielseitigen Verbindungen gelang hier ein großer Vorstoß in Niemandland. Als die Menschen merkten, wie ihnen hier Hilfen erwachsen, griffen sie die angebotenen Hände ihres Pfarrers, und wir wissen von manchen, die nun einen Dank dazusagten. Wie lange war es her, daß dieselben geflucht hatten? Es wird uns berichtet, daß auch Männer zum Strickstrumpf griffen, wenn an eisigen Wintertagen keine Waldarbeit möglich war. Wie können wir die Ausgaben einsparen? fragte sich Oberlin immer wieder. Er verfiel auf die verschiedensten Mittel. So ordnete er an, daß die einzelnen Familien sich zusammentun und an einem bestimmten Tag ihr Brot in einem gemeinsamen Ofen buken. So sparten sie viele Meter des schwer anzuschaffenden Holzes und der Pfarrer war darüberhinaus glücklich, seine Gemeindeglieder vor Holzdiebstahl auf diese bescheidene Weise bewahren zu können.

Der Pfarrer errichtete eine Leihkasse, die zinslos Geld verlieh, allerdings von den Mitgliedern regelmäßige, sich gleichbleibende Einzahlungen forderte. So begann er den Kampf gegen das in seinen Predigten stets als unmoralisch gebrandmarkte Schuldenmachen, das eines der großen Übel im Tal war.

Einen Geräteeinkauf tätigte Oberlin ebenfalls. Von diesen vorteilhaften Maschinen und sonstigen landwirtschaftlichen Apparaten gab er seinen sich so schwer plagenden Gemeindegliedern, die die Pflicht hatten, diese Geräte nach und nach abzuzahlen. So

geschah es, daß die Bauern im Tal zu geringem Wohlstand kamen.

Als die ersten Handwerker ins Steintal kamen, um die Waldbacher Schule zu bauen, erkannte Oberlin zum ersten Male die grausige Not, keine eigenen Handwerker zu haben. Und so entschloß er sich, einige seiner Tüchtigsten auf seine Kosten in Straßburg ausbilden zu lassen. Als junge Meister ihres Faches kehrten sie in die Vogesen zurück und dienten nun in den Dörfern und Weilern als Tischler, als Maurer, ja, als Schlosser. Und so konnten die späteren Umgestaltungen der Orte, der Bau der neuen Häuser und Schulen, die Anlage der Straßen bereits unter fachkundiger Anleitung eingeborener Handwerker durchgeführt werden. Darüberhinaus blieb das Geld im Tal und förderte die Wirtschaft und den Wohlstand der Dörfer.

Und nun geschah das Letzte. Die Bandwirkerei kam ins Tal, und die Leute in den Häusern ringsumher saßen am Webstuhl und dienten nun sorgloser um das tägliche Brot, das ihnen nicht mehr ausging. Und so wurde der Hunger ein seltenerer Gast im Steintal. Die Beamten der Verwaltung blieben immer länger aus, weil es nicht mehr nötig wurde, die Häuser und Hütten, die Tiere und Gerätschaften seiner Bewohner oder deren Ernten unter den Hammer zu bringen.

Niemals kannte Oberlin ein Halt im Einsatz für seine Gemeinde. Seine Bruderliebe setzte keine Grenzen. Und so endete auch niemals sein Kampf für eine soziale Besserung seiner ihm anvertrauten Gemeinde. Doch nicht diese Besserstellung an sich, etwa ein angenehmes

Leben für den Einzelnen, war sein Ziel, sondern er wünschte für jenen Segen den Keim zu legen, der sich aus dem Wissen um das Arbeiten-Dürfen, als Schaffen unter dem Auftrag Gottes, herleitet. Auch war ihm die Verpflichtung wichtig, die jeder gegenüber seiner Gemeinde haben sollte, wie er andererseits stets besorgt war, im einzelnen die Kraft der Gemeinschaft spürbar werden zu lassen. Und wir wissen heute, was Oberlin nicht immer erfuhr, daß auch er von der Gemeinde getragen wurde. Eine Ahnung davon mochte ihn überkommen haben, als er jenen sehr schnell als falsch und gefährlich erkannten Schritt rückgängig machte: die Gründung einer „Christlichen Gesellschaft“. Er ging von dem Gedanken aus, in ihr eine Bruderschaft im Geiste Christi praktisch und auf allen Gebieten, besonders allerdings dem sozialen, wahrhaft und liebevoll zu verwirklichen. Doch im rechten Augenblick erspürte er die Gefahr einer Spaltung seiner Gemeinde. So tat er tapfer den notwendigen Schritt und löste den Verein auf. Und hier wohl spürte er auch zum ersten Male, daß seine Gemeinde, nicht nur die Glieder der aufgelösten Gesellschaft, ihn auf gläubigem und betendem Herzen trugen.

e) Des Hochfeldes unermüdlicher Seelsorger

Ein vielseitiges Leben, ein hartes Dienen, ein unermüdliches Beten: das waren die Hauptmerkmale Oberlins, von denen wir in den bisherigen Abschnitten etwas spüren durften. Lassen wir uns noch einmal in großer Übersicht die Bedeutung dieses Mannes unter Gottes

Befehl an seinem Tun aufzeigen. Er schuf u. a. eine Ausbildungsstätte für Haushaltsschülerinnen und die Führerinnen der Jugend, Erziehungsanstalt für Zöglinge, Herberge für die Fremden, Sammlung für die Schulen, Apotheke und Werkstatt, Zuflucht für alle Bekümmerten, bei alledem Heimat für die sieben heranwachsenden Kinder, nicht zuletzt der heilige Tempel des Gebets. Da stehen Schränke mit Arzneipflanzen und mit Büchereien, peinlich geordnet — die französische und die deutsche Leihbücherei für die Gemeinde enthält etwa fünfhundert Bände —, Kästen mit naturwissenschaftlichen Sammlungen, mit Mineralien, Pflanzen, Insekten, physikalischen und chemischen Geräten. Was ist da alles an den Wänden zu sehen! Ausgestopfte Vögel, Tafeln mit Kräutern, Karten des Steintals, viele Schattenrisse, die auch dicke Mappen füllen, allerlei Andenken und Bilder. Überall merkt man den Sinn des Hausherrn für Schönheit und Kunst. Es gibt kaum ein Gebiet, das dem Pfarrer fremd ist, sogar mit dem Magnetismus beschäftigt er sich. Auf einer Kommode liegt ein Schädel mit eingezeichneten Linien nach der Gallschen Schädellehre. Da führt Oberlin die Besucher vor Farbentafeln, die an der Wand hängen, um aus der Vorliebe für eine bestimmte Farbe Rückschlüsse auf den Charakter zu ziehen. Eheleute, die miteinander streiten, stellt er gern vor ein Scherzbild, das je nach dem Standort des Betrachters zwei verschiedene Bilder zeigt, um ihnen zu beweisen, wie verschieden eine Sache aussehen kann, je nachdem man sie betrachtet. Was treibt der Mann alles, um den Menschen Hilfe und Freude zu bringen! Er

bindet Bücher und hübsche Hefte für die Kinder, er macht Versuche mit Färbekräutern für die gewobenen Stoffe, er erfindet sogar Spiele, an denen seine Steintäler Heimat- und Länderkunde, ja sogar die Höflichkeitsformen lernen können“ (Waldenmaier). Doch haben wir nicht sogleich die bange Frage, ob denn Oberlin — wie so manche seiner fortschrittlichen Zeitgenossen — nicht das Reich Gottes mit der Förderung der menschlichen Wohlfahrt verwechselt? Auch Waldenmaier stellte sie sich und fand diese Antwort, der wir uns bedingungslos anschließen dürfen: „Nein“, antwortete er und fuhr dann fort, „mag er auch die Grenzlinie zwischen ‚Reich Gottes‘ und ‚Welt‘ nicht dogmatisch ziehen — er ist kein Dogmatiker —, tugendhaftes Leben und praktische Arbeit zum Wohl der Menschheit ist jedenfalls für ihn niemals der ganze Inhalt des Christentums. Er verklärt nicht die Welt mit einem religiösen Schimmer, sondern er sieht sie vom Standort des Glaubens: sie ist Gottes Schöpfung und zugleich der Kampfplatz, in der Christus kämpft gegen die Mächte des Satans. Wer im Glauben seinem Nächsten dient in den Ordnungen des Lebens, ist Mitarbeiter Gottes. Seine Gnade schenkt Christus nicht zum Ruhen in Gefühlen oder in Gedanken, sondern zum Wirken in der Welt zur Ehre Gottes, zum Leben in der Liebe.“

Ein echter Seelsorger! Einmal sagte er seiner Gemeinde: „Das beste Amt ist das, wo man am meisten Gutes tun kann und am wenigsten dafür belohnt wird.“ Mögen wir aus diesem Satz so recht den Mann erkennen, der in Jesu Fußstapfen meistens ein Leben des harten

Verzichts und ein Leben der gar zu lange unerwiderten Liebe führte. Er, als ein Beauftragter Gottes, tat hier seine ihm anbefohlene Pflicht als ein Erzieher, als ein Baumeister, als ein Landwirt und als ein Sozialreformer, doch tat er sie so, daß in all diesem Tun die vergebende Liebe des nimmermüden Seelsorgers spürbar wurde. Und so gesehen, ist all sein Schaffen eine echte Einheit vor Gottes Antlitz, gipfelt all sein Tun in der Eroberung der menschlichen Herzen aller Steintäler, auf daß Christus in ihnen wohne und herrsche. Und dieses Herrn Botschaft prägte er seiner Gemeinde immer wieder ein: „O laßt uns allezeit lebendig trachten, in unserer Heiligung durch Jesus Christus fortzufahren und unsere Vereinigung mit Ihm immer inniger zu schließen. Ja, in Christus sollen alle Steintäler eins werden zu einem brüderlichen Volk.“

VIII. Die nimmermüden Helfer

Wie im Vorwort schon kurz angedeutet wurde, war Johann Friedrich Oberlin von einer seltenen Bescheidenheit. Stets trat er hinter sein Werk zurück und duldet es nicht, daß man Aufhebens um ihn machte. Sein größtes Ziel war, daß durch sein und aller Helfer Tun das Werk Christi gedeihe. Den eigenen Namen wollte er nie genannt wissen, dafür aber um so mehr und herrlicher den des Herrn. So können wir auch verstehen, daß Oberlin stets die Hilfe und das Mitwirken seiner vielen und vielerlei Freunde und Wohltäter in den Vordergrund zu stellen wußte. Er ahnte wohl im Tiefsten die Wahrheit,

die aus seinem Tun sprach, denn ohne die mannigfachen Hilfen wäre vieles nicht zustande gekommen. Doch wie verstand der Steintalgeistliche zu werben! Wie vermochte er es, Interessenten auf die soziale Lage seiner Gemeinde hinzuweisen! Und so begegnen wir in Scheuermanns Darstellung dem richtig erkannten Satz: „Daß es ihm (Oberlin) aber immer gelang, diese Bundesgenossen, von denen er eine große Anzahl nicht kannte und nie gesehen hat, von denen er manchmal nicht einmal den Namen erfuhr, zur Mitwirkung zu gewinnen, das war wieder schließlich seine ganze eigene Begabung und Begnadung.“

a) Die Mutter des Steintales (M. S. Witter)

„Man nennt diese Menschen Wilde, wer aber hat sie zu Wilden gemacht? Sie sind rau und wild geworden, aber sie haben sich kindliche Herzen bewahrt. Zu diesen Herzen den Weg zu finden, ist unser heiliger Beruf. Ihre Vorfahren haben sich in die Wildnis geflüchtet, weil sie ihren Glauben retten wollten. Dieser Funke muß als Erbteil noch in ihrem Blut unter Asche und Schlacke glimmen und wieder zu entflammen sein. Er ist ein besserer Adelsbrief als der, den manche besaßen, die sie unterdrückt und ausgesogen haben. Jeder Mensch ist das Ergebnis der zusammenwirkenden Umstände, die bei seiner Geburt oder seiner Erziehung entscheidend waren. Je mehr ich dieses Volk kennengelernt habe, um so mehr habe ich eingesehen und verstanden, wieviel Besonderes es in seinen Begriffen, in seiner Lebensart, in

seiner veralteten Sprache und in dem ganzen Umfang dessen hat, was man zu erkennen hat, wenn man Gutes befördern und Hindernisse heben will, und ich erkenne, daß ein Pfarrer, der als Fremder zu ihm kommt, lange Zeit braucht, bis er sich da im rechten Geschick befindet“, so und ähnlich läßt Scheuermann den Steintalpfarrer jener noch jungen Frau erzählen, der er vor wenigen Tagen, am 6. Juli 1768, angetraut wurde, Magdalena Salome Witter.

Während andere Ehepaare irgendwo in der Einsamkeit ihren „Honigmond“ erleben, bat Oberlin die junge Pfarrerin, ihm auf seinen gefahrvollen Wegen durch seine Gemeinde zu folgen. Er wollte ihr alle Menschen und alle Dörfer zeigen, weil er den nahen Vogesenwinter fürchtete, der ihn hindern könnte, seiner Frau diese ihnen anvertrauten Pfarrkinder zu zeigen. Und so nahm er sie an die Hand und führte sie über Stock und Stein auf die verlorenen Höfe. Unterwegs aber wurde Oberlin nicht müde, der jungen Ehefrau in allen Einzelheiten die Geschichte und die Schwierigkeiten, die augenblickliche wirtschaftliche und geistliche Lage zu erklären. Sie folgte ihm willig und gehorchte frohen Herzens, eingedenk des Gebetes, das ihr Mann und sie an ihrem Hochzeitmorgen zu Gott gesandt, um Segen und Gnade zu erflehen: „Heiliger Geist, steige in unsere Herzen hernieder; hilf uns mit Inbrunst und von Grund unserer Seelen beten; erlaube Deinen Kindern, o huldreicher Vater! vor Deinem Antlitz zu erscheinen, und Dich zu bitten um Alles, was sie bedürfen! Gib, daß wir einander nur in Dir und in unserem Heilande Jesu Christo, lieben!

Hilf uns, daß wir den ganzen Tag über unsere Blicke unverrückt auf Dich richten, vor Dir wandeln und in Dir unser Gemüt sammeln; damit von Tag zu Tag unser Leben geistiger werde! Gib, daß wir in Erfüllung aller unserer Pflichten Dir treu seien, uns gegenseitig dazu aufmuntern, uns unsere Fehler entdecken, und gemeinschaftlich von Dir Vergebung erflehen. Beten wir miteinander, so sei Du, Herr Jesu! in unserer Mitte; und Du, o himmlischer Vater! erhöre, um Jesu Christi willen, was Du durch Deinen heiligen Geist uns gelehrt hast, von Dir zu erflehen! ... Schenkst Du uns Kinder und bewahrst Du sie uns, o! so verleihe uns die Gnade, dieselben für Dich zu erziehen... Gehen wir miteinander zum heiligen Abendmahl, o! so verleihe uns immer neue Gnade, neue Kräfte, neuen Mut, auf dem Wege zum Himmel voranzuschreiten... Dürften wir um etwas Bestimmtes Dich anflehen, o! so gib, daß wir nicht lange voneinander getrennt seien, sondern daß des einen Tod bald, recht bald auf das Hinscheiden des anderen folge, erhöre uns, o Du unser himmlischer Vater! um Deines geliebten Sohnes, um Jesu Christi willen... Gib nicht zu, daß wir auf unsere eigene Gerechtigkeit und auf unsere Werke unser Vertrauen setzen, sondern allein auf Deine Verdienste. Sei mit uns, bewahre uns in der Treue, und verleihe uns, Herr Jesu! Dich bald zu schauen. Gott, heiliger Geist! wohne beständig in unserem Herzen; lehre uns, jeden Augenblick unsere Seufzer zu unserem huldreichen Vater emporzusenden; verleihe uns, je nachdem wir es bedürfen, Deine Kraft oder Deinen Trost. Und Dir, nebst dem Vater und dem Sohne,

sei Lob, Ehre und Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Amen!“

Wer war nun diese Jungfer Witter, die den Pastor Oberlin heiratete? Nun, sie war die einzige Tochter eines früh verstorbenen Professorenehepaares aus Straßburg, von gütigen Verwandten vorbildlich erzogen, mit Oberlins Familie sogar weitläufig verwandt. Zur Erholung weilte sie im Steintal, und unser Fritz erkannte, daß sein Vorurteil, die junge Dame sei — seiner Erinnerung nach — zu flatterhaft und zu weltlich eingestellt, nicht berechtigt sei. Er erkannte nun ihren wahren Charakter, gewann sie lieb und bat sie in den letzten Stunden vor ihrer Heimreise, seine Frau und die Mutter der Steintäler zu werden. Magdalena Salome Witter war arm, aber sie hatte dennoch eine ausgezeichnete Mitgift: „ein starker Geist, ein erhabenes Herz, ein geprüfter Glaube“, wie Stöber, der sie noch gekannt hat, uns überliefert. Zudem war sie, wie wir aus derselben Quelle erfahren, „eine liebevolle und besorgte Gattin und Mutter und leitete das Hauswesen mit Ordnung und Verstand, sie war sparsam in allem, um die freigiebige Liebe allenthalben zeigen zu können, ihre Unterhaltung war voll Anmut, sie war wohl unterrichtet und schrieb geistreiche Briefe, sie wußte sich mit der erhabenen Originalität ihres Gatten innigst zu befreunden, sie ging in seine großmütigen Projekte ein und nahm an ihrer Ausführung speziellen Anteil, sie war eine ergebene Christin, sie würde gern ihrem Gatten übers Meer gefolgt sein, um einem göttlichen Rufe zu folgen. Oberlin und seine Gemahlin waren eins für das andere geschaffen: glücklicher

Einklang, glückliche Verwandtschaft der Seelen! Sie waren Eins in Jesu Christo, die Frömmigkeit heiligte und belebte stets ihre Liebe.“ Neun Kindern hat sie das Leben geschenkt. Ohne sie war des Steintalpfarrers Werk nicht denkbar. Sie starb zu früh, bereits 1783 ließ sie Oberlin allein zurück. Sein Gebet in den schweren Wochen vor dem Tod klang oft aus in diesen Worten: „Ach, mein Gott, gib mir zur Nahrung nur Kartoffelschalen, aber erhalte mir meine Frau am Leben!“ Und ihr Tod wurde ihm eine ernste Versuchung, die er schwer überwand.

b) Der Engel der Hütten (Luise Schöpler)

„Ich weihe mich Dir mit allem, was ich bin und was ich habe, meinen Leib und meine Seele, meine zeitlichen Güter, meine Gaben und Fähigkeiten und die Zeit, die Du mir auf dieser Erde zumißt“, so stand es auf den Konfirmationsscheinen der Steintäler Jungen und Mädchen. Und sie wurden durch Oberlin angehalten, dieses „feierliche Bündnis mit Gott“ nicht nur zu unterschreiben, sondern auch zu versuchen, diesem Vertrag die Erfüllung zu schenken. Es erscheint uns Heutigen zu viel, was Oberlin von seinen Konfirmanden erwartete. Und wir dürfen wohl annehmen, daß eine große Anzahl derer, die unterschrieben, dieses Versprechen nicht rechtfertigten. Doch eine war darunter, deren ganzes Leben ein glühendes Verlangen barg, diesen mit Gott dem Herrn geschlossenen Vertrag zu verwirklichen. Es war Luise Schöpler, armer, doch gottesfürchtiger Eltern Kind, das am 4. November 1763 zu Bellefosse geboren worden war.

Früh in die Obhut Oberlins gegeben, unterrichtete er sie und lernte sie gut kennen, lobte ihren Eifer, schilderte sie als „innerlich und gefaßt“. Als Luise 14 Jahre alt wurde, trat sie als Magd in des Pfarrers Haushalt. Hier wurde sie eine treue Helferin der Hausfrau und lernte alle Arbeit von Grund auf, lernte sie tun unter Gebet. Sie war nicht das einzige Mädchen im Hause — auch hier versuchte Oberlin und seine Frau durch ihr Vorbild gute christliche Hausgenossen zu erziehen, um sie später als wichtige Keimzellen in den verschiedenen Dörfern und Weilern zu wissen —, nein, es waren mehrere, sie wechselten auch, aber Luise Schöppler war es, deren Name auf ewig mit der Arbeit und dem Leben Oberlins auf das engste verbunden bleibt, übernahm sie doch schon in diesen jungen Jahren die Leitung und Betreuung der Strickschulen des Steintales. Neben der Konfirmation wurde das entscheidende Erlebnis für die junge Magd der Tod ihrer Herrin. Sie erklärte sich sogleich bereit, den nicht ganz einfachen Pfarrhaushalt — es gehörten sieben Kinder, das jüngste erst 2 Monate alt, dazu — zu übernehmen. Oberlin wagte nicht, dieses Angebot anzunehmen, zumal sie ohne Entgelt arbeiten wollte. Luise Schöppler merkte es, griff zur Feder und schrieb dem von ihr verehrten Geistlichen diesen Brief: „Lieber Papa! Sie wollen mich ganz und gar des einzigen Vergnügens berauben, das mir noch zu hoffen übrigblieb, nämlich mich allmählich in den Stand gesetzt zu sehen, Ihnen meine schwachen Dienste ohne weitere Belohnung anbieten zu können, als die ich zu meinem Auskommen bedarf. Aber sehen Sie, ich bin

weit entfernt, meinen Zweck zu erreichen, wenn ich nicht allein den Lohn annehmen soll, der mir jedesmal das Herz bluten macht, sondern noch mehr; oh, das tut mir weh. — Aber es scheint mir, lieber Papa, daß Sie keinen Begriff davon haben, was ich für Sie fühle; auch bin ich selbst nicht imstande, gegen Sie mich hierüber auszusprechen. Ach, es ist doch hart, so innig zu lieben, ohne zu wagen, es zu zeigen oder Beweise davon zu geben. — Ich bin mit gepreßtem Herzen Ihre treuegehorsamste Luise.“ Nun übergab Oberlin ihr sein Haus. Es endete für sie die Zeit, nur als eine Magd und als eine Stütze der Hausfrau zu dienen. Es begann für sie die Zeit, in der sie in eigener Verantwortung zu handeln und in der sie das Geschick des Pfarrhaushaltes eigenmächtig zu leiten hatte. Doch was sie und wie sie es auch tat, sie blieb eine Magd Gottes. Nachdem ihre harte Tagesarbeit getan war, fand sie Zeit, dem Pastor in allen Dingen zu helfen. Sie wurde ihm bald, sehr bald unentbehrlich. Und als er ihr eine Hilfe geldlicher Art bieten wollte — ihre nun verstorbenen Eltern hatten in beengten Verhältnissen gelebt — und ihr über Straßburger Freunde Geld zuschicken ließ, erriet sie sofort die letzte Quelle dieser Sendung und setzte sich abermals hin und schrieb einen Brief an ihren Pfarrherrn: „Neujahr 1793. — Geliebter, teurer Papa! Gewähren Sie mir beim Beginne des neuen Jahres die Erfüllung einer Bitte, die ich schon lange in mir trage: da ich nunmehr wirklich unabhängig bin, das heißt, da ich keinen Vater und keine Verpflichtungen gegen denselben mehr habe, so ersuche ich Sie, teurer Papa, mir die Gunst nicht zu versagen,

mich als Ihre Tochter anzunehmen. — Ich bitte Sie, mir keinen Lohn mehr zu geben, denn da Sie mich in jeder Hinsicht gleich Ihren eigenen Kindern behandeln, so wünsche ich solches auch in diesem besonderen Punkte ernstlich. — Zur Erhaltung meines Körpers bedarf es nur wenig. Meine Kleider, Strümpfe und Holzschuhe werden einiges kosten, aber wenn ich etwas dergleichen bedarf, werde ich es von Ihnen verlangen, wie ein Kind es von seinem Vater begehrt. — Oh, ich bitte Sie, lieber Papa, gewähren Sie mir diese Gunst und lassen Sie sich herab, mich als Ihre zärtlichst ergebene Tochter zu betrachten. Luise Schöppler.“ Stets gleichbleibend war dieser Engel der Steintäler Hütten gütig, freundlich, sauber und ein wohlgeachteter Ersatz im mutterlosen Haus und überall im Tal und auf dem Hochfeld, die lange um die Pfarrfrau trauerten. Ihre Arbeit war aber so ungeheuerlich und so allumfassend, daß wir kaum uns ein Bild davon machen können. Es wäre müßig, all ihre Fähigkeiten und Tätigkeiten und ihr vorbildliches christliches Leben im einzelnen darzustellen. Oberlin versuchte, ihr in seinem Testament ein Denkmal zu setzen. Entnehmen wir ihm nur diese Sätze: „... seit mehreren Jahren ist ihr Körper ganz ruiniert, und zwar teils von den Strapazen, teils davon, daß sie allzuoft aus der Kälte in die Wärme und aus der Wärme in die Kälte sich begab, vom Schweiß in Frost geriet und durch den Schnee, der ihr bis an den Bauch ging, sich den Weg suchen mußte; wodurch ihr durchnäßtes Hemd gefror, durch die stete Bewegung der Beine sogar die Knie ganz blutig gerieben wurden; ihre Brust und ihr Magen, kurz

alles ist ruiniert, und sie kann jetzt fast nichts mehr tragen... Sie mußte Steinen, Gewässern, Regengüssen, eiskalten, schneidenden Winden, Hagel, tiefem Schnee auf dem Boden und drohenden Lawinen von den Bergen her Trotz bieten; — nichts hielt sie zurück, und abends nach ihrer Rückkehr, auf der sie von Regen, Wind und Kälte durchschauert wurde, besorgte sie meine Kinder und die Haushaltung mit der gewohnten Sorgfalt...“ Über ein halbes Jahrhundert diente Luise Schöppler ihrem Pfarrer und dem schwer geplagten Tale, ihrer Heimat. Und so wohl können wir verstehen, wenn Oberlin diese treue Magd Jesu Christi und diese unentwegte Dienerin ihres irdischen Herrn seinen Kindern als das kostbarste Vermächtnis empfahl, das er bei seinem Tode zu hinterlassen hatte.

Luise Schöppler, die kurz vor ihrem Tode den von der französischen Akademie gestifteten Tugendpreis erhielt und den so erhaltenen Betrag sofort gemeinnützigen Dingen zuführte, wurde, am 25. Juli 1837 gestorben, unter demselben Stein und Kreuz zur letzten Ruhe gebettet, die auch Oberlin überdeckten.

c) Der Wohltäter des Hochfeldes (J. G. Stuber)

Als der junge Pfarrer Oberlin am ersten Tage nach seiner Ankunft im Steintal die Kirche besichtigte, da fand er jene rührende Grabschrift, die sein Vorgänger, Johann Georg Stuber, nun Nachfolger seines Schwiegervaters an der Thomaskirche zu Straßburg, hatte setzen lassen: „Margaretha Salome, Tochter des Herrn

F. J. Reuchlin, Doktor und Professor der Theologie, Kanonikus an der St. Thomaskirche zu Straßburg, Gattin von Johann Georg Stuber, Geistlichen dieser Pfarrei, fand im Steintale in der glücklichen Einfachheit eines friedlichen und unschuldigen Lebens während drei Ehejahren die Genüsse ihres tugendhaften Herzens und bei ihrer ersten Niederkunft das Grab ihrer schönen Jugend in einem Alter von zwanzig Jahren den 9. August 1754. Ihr verwaister Gatte säte hier für die Unsterblichkeit das aus, was an ihr sterblich war, ungewiß, ob er empfindlicher ist für den Schmerz, sie verloren, als für den Ruhm, sie besessen zu haben.“ Oberlin kniete nieder und verharrete einige Minuten in betender Haltung. Ihm fielen nun abermals die Worte des Pfarrers Stuber ein, die er zu ihm gesprochen hatte, als er ihn unter dem Dach eines Straßburger Bürgerhauses aufsuchte. Und er mühte sich nun und in all der Zeit danach, seines Vorgängers stets würdig zu sein.

Johann Georg Stuber, 1722 zu Straßburg geboren, von württembergischen Eltern abstammend, übernahm freiwillig, damals achtundzwanzigjährig, diese verlorene Pfarre am Rande der Welt. Er hielt es vier Jahre aus und suchte die schändlichen Lücken zu füllen, die seine Vorgänger gerissen hatten, dann aber folgte er nach dem Tode seiner geliebten Frau einem Ruf nach Barr, einem bescheidenen, aber sehr gut dotierten Landstädtchen in der Ebene, um nach abermals sechs Jahren in seine ihm ans Herz gewachsene Steintalgemeinde zurückzukehren, denn dort hatte inzwischen ein unwürdiger Nachfolger es so weit getrieben, daß er 1760 abgesetzt werden mußte.

Die reiche Pfründe in der elsässischen Ebene verlassend, zog er zurück in die ärmste Pfarre der ganzen Vogesen. Hier diente er nun für weitere sieben Jahre in treuer Hingabe, in nimmermüder Liebe und unentwegter Seelsorge. Auch ihm war das Gebet der treueste Verbündete.

Er vollendete die Waldbacher Kirche, vergrößerte die von Bellefosse, versuchte Schulen einzurichten, auch auf sozialem und landwirtschaftlichem Gebiet unternahm er mancherlei. Er war in allem so recht der Vorgänger Oberlins, dem allerdings die Erfüllung seines Sehns auf keinem Gebiet geschenkt wurde. Aber die Keime, die er legen und pflanzen durfte, wurden von Oberlin gehütet, entwickelt und zu jener Reife geführt, von der wir hier hören durften.

Als Stuber in Straßburg weilte und bis zu seinem Tode, 1797, an der Thomaskirche diente, blieb er Oberlins Fürsprech, Helfer, Freund und mittragender und mitbetender Amtsbruder. All die Mittel, die Oberlin in das Steintal führen durfte, stammten zu einem großen Teil von Menschen und Einrichtungen, bei denen Johann Georg Stuber den rechten Geist der Hilfe und Liebe geweckt hatte.

IX. Waldbacher Gäste

Als der junge Pfarrer Oberlin seine Gemeinde übernahm, da wußte außer Stuber keiner der Gelehrten des Elsaß ihm etwas zu sagen über Landschaft, Eigenart und Menschenschlag des Steintals. Man nannte es die vogesische Wüste und hatte keine Ahnung, was sich

hinter Rothau, dem Sitz der Herrschaft, am Hochfeld und im Steintal verbarg. Nur in einem waren sich alle von Oberlin Befragten einig, daß sie ihm nie raten würden, in dieses unbekannte, weltentlegene Tal zu ziehen, um dort zu verkümmern. Der junge Geistliche ließ sich aber nicht beirren; er fühlte, daß er hier einen Weg zu gehen hätte, der ihm von Gott vorgeschrieben sei. Und so fragte er die Straßburger Bekannten ja nicht, um ein Ja oder ein Nein zu seinem Schritt zu hören, sondern um sich ein ungefähres Bild zu verschaffen von dem Platz seines zukünftigen Wirkens. Doch — wie gesagt — er mußte sich mit dem begnügen, was ihm der nach Straßburg berufene Amtsvorgänger bisher gesagt hatte.

Als Oberlin dann sein Amt antrat, geschah es, daß er dann und wann von seiner engsten Verwandtschaft Besuch erhielt. Auch seine Schwester, die ihm in der ersten Zeit den frauenlosen Haushalt führte, empfing ab und an Gäste. Vornehmlich im Sommer kamen die Geschwister. Doch in den Jahren danach wagten sich auch andere Verwandte und Bekannte in die vogesische Wildnis. Als das Fräulein Witter kam, um von langer Krankheit in der rauhen Gebirgsluft Genesung zu finden, geschah es ja dann, daß sie bis zu ihrem Tode im Steintal blieb als dessen wahre Mutter und Pfarrfrau. Um Geld zu bekommen, errichtete Oberlin gar bald eine Art Pensionat für Straßburger Kinder. Aus seinem weiten Freundeskreis wurden sie auf Jahre hin zu ihm in Verpflegung und Unterricht geschickt. Durch diese Einrichtungen konnte Oberlin einen Teil der übergroßen Ausgaben für seine Gemeinde decken, ohne dabei zu

verhungern, obwohl — hier sei es gesagt — bei Oberlins niemals im Übermaß geschwelgt wurde, sondern es herrschte meistens arge Knappheit, und der Pfarrer verbiß sich alle Annehmlichkeiten, die er gern gehabt hätte. Durch die Kinder kamen deren Eltern zu Besuch, deren frühere Lehrer, ihre Geistlichen. Und so wuchs das Steintal und sein Pfarrer langsam in die Begriffswelt der Elsässer und auch jener Menschen, die jenseits des Rheins lebten und wirkten, sorgten und beteten.

Als Oberlin gar im Jahre 1774 seine Gemeinde verlassen wollte, um — wie er meinte — Gottes Rufe nach Amerika, wohin ihn eine verwaiste lutherische Gemeinde, Ebenezer, als ihren Seelsorger bat, zu folgen, da wallfahrteten ganze Menschenmengen ins fremde Tal hinauf, um den Wohltäter des hohen Feldes noch einmal zu sehen oder ihn predigen zu hören. Doch durch Kriegsumstände unterblieb dieser Ortswechsel über Meer und Land hin (im Anhang finden wir den bereits von Oberlin verfaßten Abschiedsbrief an seine Gemeinde).

Doch ein weiterer Umstand kam Oberlin zu Hilfe, um die sorglose Welt da draußen auf sein armes Tal hinzuweisen. Es war just die Zeit, wo man die Schönheit der Gebirge entdeckte, es war die Zeit, in der der Geheimrat Goethe in den Höhen des Harzes wanderte und seltsame Gesteine suchte und entdeckte. Auch im Elsaß und in den Vogesen rührte sich die Menschheit, und Männer, die ihren Beruf und ihre Kunst ernstnahmen, pilgerten in die Berge, um zu sehen und zu forschen. Die Maler und Kupferstecher, Botaniker, Zoologen, Archivare, die Lehrer und Ärzte zogen aus, um sich die bisher

unbekannte Welt zu erschließen. Und so war das inzwischen — nach 20 Jahren endlich — neugebaute Pfarrhaus zu Waldbach — leider hatte es Oberlins Frau nicht mehr erlebt, wie hätte der Geistliche gerade ihr es gegönnt! — sommers voller Gäste. Und als eine Folge davon erfuhr die Welt von Oberlin und seinem Werk.

In den Jahrzehnten danach begegneten sich dann der Dichter Reinhold Lenz mit Oberlin im Steintal, sprach Heinrich Jung-Stilling mit ihm am Kamin der Pfarre, ließ sich der Straßburger Orgelbauer Silbermann von des Pastors Tun berichten, erfuhr der berühmte Straßburger Mediziner und Naturforscher Ehrmann wichtige Hinweise, die in seinem späteren Wirken sich vielfach niederschlugen. Aber auch Leute wie der Graf von Cagliostro erschienen in prunkvoller Kalesche und diskutierten stundenlang mit dem allseits bekannten, aber bescheidenen Pfarrer. Der Abbé Gregoire, katholischer Geistlicher zu Embermenil, begegnete voller Achtung dem Steintalpfarrer, so daß auch daraus eine enge Freundschaft erwachsen konnte. Mit dem blinden Dichter Pfeffel verband ihn die gemeinsame Heimat. Frau von Krüdener kam ins Steintal, „um ihr Herz in das dieses alten Dieners Christi auszuschütten und ihren Glauben bei ihm zu stärken“. Oft genug kamen auch die neuen Beamten der königlichen, kaiserlichen und republikanischen Verwaltungen dieser Jahrzehnte. Durch sie empfing Oberlin mancherlei wertvolle Verbindungen nach Paris. Auch diesen Herren gegenüber war der Seelsorger freundlich und entgegenkommend, obwohl er von einigen wußte, daß sie zu den Aufklärern

gehörten. So wissen wir z. B., daß er einem ihrer Präfekten, als er Brot zu Krümeln zerdrückte und auf den Boden warf, in aller Herzlichkeit und dennoch sehr bestimmt sagte, daß die Hühner im Hofe gefüttert würden. So erwarb er sich Achtung, und sein Ansehen wuchs, die Ministerien in der französischen Hauptstadt kannten seinen Namen als den eines Menschenfreundes und Wohltäters.

Aus aller Welt kamen Briefe, geschrieben von Menschen reinsten und edelster Prägung wie Lavater und Pestalozzi, in das einsame Tal der Vogesen.

X. Gefährvoller Sturm aus West

Inzwischen war das Jahr 1789 herangerückt. Am 14. Juli stürmten die Pariser die Bastille, weil ihr König zögerte, seine gegebenen Versprechungen einzuhalten. Im August bereits wurden die „allgemeinen Menschenrechte“ verkündet, sie besagten, daß alle Klassenunterschiede fallen, die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit gestrichen, die Vorrechte der Geburt beseitigt, die Verteilungen der öffentlichen Lasten gleichmäßig und anteilig durchgeführt und daß jegliche Art von Zwang und Fron aufhören und jegliche Freiheit in kultureller und religiöser Hinsicht eingeführt werden sollten. Diese Kunde drang bis ins Steintal. Oberlin stimmte durchaus den Forderungen des französischen Volkes zu, da er als Christ mit Recht glaubte, daß die Menschen nicht nur vor Gott, sondern auch vor dem menschlichen Gesetz gleich seien. Seit je hatte er dieser Lösung gedient in dem bescheidenen Rahmen, der ihm

gesteckt war. All sein Leben und sein Tun waren auch eine Verwirklichung dieses Grundsatzes. In seinem fernem Elsaß ahnte er nicht, in welcher wütender Hast und unter welcher unwürdigen Drangsalierungen dieser revolutionäre Sturm vorwärtstragen wurde. Erst sehr viel später erfuhr er Einzelheiten, die ihm wehtaten, da er nur zu genau spürte, wie sehr dieser „guten Sache“ das Toben und Tosen zornentfesselter Herzen schadete, ja, oft geradezu ins Gegenteil verkehrte.

Der Steintalpfarrer, seit je ein Mann des Vorbildes in dieser Landschaft, erhielt ehrenvolle Berufungen, wurde unter anderem Geschworener beim Gerichtshof dieses Bezirks, der mehrere Grafschaften umfaßte. Auch hier bewahrte Oberlin die von Gott geforderte Nüchternheit, und mit ganzer Hingabe betete er in jenen entscheidungsvollen Wochen: „Ach Gott! Wie wunderbar und unendlich groß bist Du! ... O Gott! Ändere Herzen und, indem Du uns neue gibst, verfüge über uns und mache uns würdig zur neuen Ordnung der Dinge, die Du gründen willst... O Gott! Dein Reich komme von innen und außen zu uns!“ Wie ersuchte er, daß all das, was die Revolution zu ändern in die Lage gekommen war und was unter dem Motto Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geschehen sollte und geschah, daß all das auch auf den Weg zu Gott führte. Wie hegte er doch diese Hoffnung! „Dein Reich komme, dies Reich der Liebe, der Einheit, der Bruderschaft, wo jeder bloß sieht, bloß atmet, bloß denkt, wie er den andern helfe.“ Wenn er auch wußte, daß eine solche menschgeschaffene neue Lage das Reich Gottes nie bringen kann, so wünschte und

hoffte und glaubte er doch, daß durch diese Revolution sich neue Bahnen öffneten von Gott, dem Allmächtigen, her und zu Ihm, dem Allmächtigen, hin.

1792 wollten die jungen Revolutionäre ihre Freiheit verteidigen und kämpften gegen ein mit Preußen verbündetes Österreich. Oberlin entließ die begeisterte Jugend des Steintals durch einen Gottesdienst in seiner Waldbacher Kirche. Unter den Scheidenden saß des Pfarrers ältester Sohn; in ihm glühte das Verlangen, Frankreichs neue Fahnen über die europäischen Nachbarstaaten zu tragen und denen die Freiheit zu bringen. Dieses Mal predigte Oberlin seiner jungen Mannschaft, daß Gott in den Wirren dieser Zeit und auch auf den Schlachtfeldern aller Welt ein Gott der Liebe sei: „Nehmet alles von Gottes Hand an, der alles Gute und alles Böse, alle Freuden und alle Leiden, die uns begleiten und zum Himmel führen müssen, abgewogen und berechnet hat.“ Er schloß diese, den Opfermut der Steintäler steigernde Predigt mit der heil- und hoffnungsverheißenden Zusicherung: „... und sollte einer sein Grab fern von hier finden, so wird er erkennen, daß die Länder, wohin uns Gott und unsere Pflichten führen, immer dem Himmel am nächsten sind.“ Im nicht allzu fernen Weißenburg, im dortigen Pfarrhaus, lag kurze Zeit danach der junge Medizinstudent Friedrich Jeremias Oberlin als ein Toter des Schlachtfeldes aufgebahrt, der erste Gefallene des Steintals. Der Vater beugte sich diesem Geschick, und nach einiger Zeit fand er die Kraft, aus dem Schmerz um seinen Ältesten letzten Trost zu gewinnen.

Doch sieben Monate zuvor, am 21. Januar 1793, fiel das Haupt des französischen Königs, Ludwig XVI., unter dem schrecklichen Fallbeil, das der Arzt Guillotin ersonnen hatte. Die Revolution tobte weiter. Auch im Elsaß fielen nun die ersten Häupter unter dem Schreckensregiment gottloser Jakobiner, deren gemeine Leidenschaft das wahre Bild der Freiheit schändete und dem wilden Pöbel eine tyrannische Allgewalt einräumte. In ganz Frankreich war nun die Vernunft eine Gottheit, und alles, was zuvor christlich geheißen und was nur in irgendeiner Beziehung oder im lockeren Zusammenhang mit Religion stand, wurde geschändet und beseitigt. Selbstverständlich galt die Abschaffung der Gottesdienste und der Sonn- und Feiertage auch für das Steintal. Oberlin kam in eine arge Lage, und wir wissen, daß er seine Worte mit größter Sorgfalt wählte und sein Tun nach dem Motto richtete: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“

Ein alter Arzt aus Frankfurt, der während dieser grausigen Zeit, in der Robespierre über Frankreich gebot, Oberlins Gast war, erzählte uns, wie der Steintalpfarrer lebte und wie er unter allen Umständen versuchte, Gottes Wort zu predigen und vom Kreuze Christi zu zeugen. Damals, so erzählte er, kam selbst in das einsame Steintal der Befehl der neuen Regierung: die gewöhnliche gottesdienstliche Feier solle aufhören; die Gemeinden sollten sich einen Präsidenten wählen, dieser einen Bruder Redner ernennen, und dann sollten an gewissen Tagen Versammlungen gehalten werden, bei denen der Bruder Redner gegen die Tyrannen sprechen,

und mit der Gemeinde sich über die Mittel beraten solle, die Tyrannen abzuschaffen. Selbst im Steintal fehlte es nun wohl damals nicht an mehreren solchen, denen diese neue Sache gar verführerisch neu und anlockend vorkam, und die auch gerne das mit- und nachgemacht hätten, was die große Nation ihnen vormachte. — Der Pfarrer Oberlin ließ demnächst seine Gemeinde unter der Linde zusammenkommen. Er las ihr das eingegangene Schreiben vor und fügte hinzu, das sei der Befehl ihrer welschen Regierung, und da es die Obrigkeit geböte, müsse man auch gehorchen. Er hielt es für gut, auch heute gleich zu den nötigen, vorläufigen Beratungen zu schreiten. Zuerst müsse ein Präsident gewählt werden, und da er als der bisherige gewesene Pfarrer des Ortes für heute wohl noch einmal sich das Recht nehmen dürfe, seine Meinung zuerst zu sagen, so gäbe er seine Stimme dem bisherigen Schulmeister des Ortes und schlage diesen zum Präsidenten vor. Der Schulmeister sträubte sich zwar etwas gegen diese Wahl, aber Oberlin bestimmte ihn bald, sie anzunehmen, und so wurde denn die Wahl des Bruder Schulmeisters zum Bruder Präsidenten einstimmig von den Bauern bestätigt. Jetzt war nun die Reihe an dem Präsidenten, aus der Mitte der Versammlung jemand zum Bruder Redner zu ernennen. Wer paßte aber dazu besser als der bisherige Pfarrer Oberlin! Die Wahl wurde mit lautem Beifallrufen der Versammlung bestätigt. — „Jetzt ist nun die Frage“, sagte Oberlin, „welches Haus und welchen Tag wir zu unseren Versammlungen (Clubs) wählen wollen? Das Haus des Bruder Präsidenten hat nur eine Stube: die

Schulstube. Da geht aber kaum die Hälfte von uns hinein, besonders da auch die Weiber gern werden zuhören wollen; im bisherigen Pfarrhause ist auch der Raum gering, und so wüßte ich eben doch im ganzen Steintale kein schicklicheres Haus zu unseren Clubs, als die bisherige gewesene Kirche.“ Die Bauern gaben hierzu allgemein ihren Beifall. „Was nun den Tag der Versammlungen betrifft“, sagte Oberlin, „so ist der Montag unschicklich, weil da viele nach Straßburg zu Markte fahren, ebenso Mittwoch und Freitag. Ich dächte aber doch, der schicklichste und bequemste Tag zu unseren Versammlungen wäre der bisherige und gewesene Sonntag, und zwar vorzüglich die Vormittagszeit von 9 Uhr an“. Die Bauern gaben auch hierzu ihren Beifall. Als nun die Bauern am Sonntage in die Kirche kamen, und, mit ihrer allgemeinen Bewilligung, der Bruder Redner die Kanzel zum Rednerstuhl gewählt hatte, las derselbe abermals den Befehl der Regierung vor. „Dieselbe“, sagte er, „will also, wir sollen gegen die Tyrannen reden und über ihre Abschaffung uns beraten. Tyrannen sind nun in der alten Zeit solche und solche gewesen, und die haben dies und dies getan. Hier in unserem stillen Steintal haben wir nun freilich keinen dergleichen Tyrannen, es wäre daher vergeblich, gegen einen solchen zu sprechen. Ich wüßte euch aber dennoch Tyrannen zu nennen und zu beschreiben, die nicht bloß im Steintal und in euren Häusern, sondern sogar in euern Herzen wohnen. Und gegen diese Tyrannen (Mord, Ehebruch, Hurerei, Fleischeslust und alles gottlose Wesen) will ich hier also reden, so wie ich euch denn

auch das beste Mittel nennen und beschreiben will, diese Tyrannen abzuschaffen, welches kein anderes, ewig kein anderes ist, als das dargebotene Heil in Jesu Christo.“ — Als der Pfarrer eine Zeit lang fortgesprochen hatte, sagte er: „Sollte es nicht besser sein für mich und euch, dazwischen eins zu singen. Und zwar, da wir keine andere Lieder können, aus unserem bisherigen Gesangbuche den und den euch allen wohlbekannten Psalm.“ — So sangen und beteten die Bauern friedlich und in Gott vergnügt mit ihrem Pfarrer, und viele gute Seelen aus der Umgegend, denen diese Art der Versammlung und das, was da gesprochen wurde, besser gefiel als jene Clubs, die man an anderen Orten hielt, sammelten sich um Oberlin und seine Steintaler und fanden da Erquickung und Trost in der Zeit jener großen äußeren und inneren Not.

Doch nur allzubald ward auch diese Versammlungsart verboten, die wohl einzige im Reich der jungen Republik, die einem früheren Gottesdienst in etwa glich. Oberlin aber, der Pfarrer und Bruder Redner, und sein Amtsgefährte von Rothau, der Pastor Böckel, wurden verhaftet und litten in Schlettstadt Qualen unter dem Regiment der Würger. Doch sie bekannten auch dort ihren Glauben und wankten nicht, wie ja Oberlin auch schon 1789 zu Straßburg, vor das dortige Revolutionsgericht geladen, nicht nachgegeben, sondern im Gegenteil sich solche Achtung verdient hatte, daß er jenes ehrenvolle Amt des Geschworenen erhielt. „Aber an Trost und Hilfe“, so berichtete uns Anna Katterfeld in ihrem Oberlin-Buch, „brauchte es der Gemeinde doch

nicht zu fehlen... Jetzt, wo der Pfarrer nicht mehr predigen durfte, trat der Hausvater an seine Stelle. Da zeigte es sich, wie viel sie in den 26 Jahren, die er unter ihnen war, von ihrem Steintalpfarrer gelernt hatten. Die gleichen Leute, die einst kaum hatten lesen und schreiben können, die die Bibel kaum von außen gesehen, waren jetzt Lehrer und Priester der Ihren und holten sich aus Gottes Wort Trost und Kraft, wenn es dem Herzen gar zu bange und zu schwer werden sollte, und stärkten sich mit den Ihren gemeinsam im heiligen Abendmahl, das sie daheim feierten.“ Gerade dieses letzte mag Oberlin getröstet haben und er, der bald Sechzigjährige, konnte nun mit gläubiger Hoffnung und mit großem Dank zurückschauen und vorausschauen, ja, er wußte nun, daß das Steintal als eine betende Gemeinde hinter ihm stand und zu ihm hielt, nun, in den Zeiten der Not, die kamen und nicht abrissen. Das Tal und sein Pfarrhaus wuchsen zusammen, es gab keine Trennung mehr, die christliche Nächstenliebe war zur Selbstverständlichkeit geworden. Und Gott hatte ihre Treue belohnt. Als die Zeit erfüllt ward, wurde die Republik gestürzt, und ihre Nachfolger galten als gemäßigste Vertreter des Volkes. Oberlin wurde aus dem Gefängnis entlassen und traf bald darauf in seinem geliebten Tale ein, wo Glockengeläut ihn empfing und wo er alsbald an seine ihm vertraute Arbeit als ein Herold Jesu ging, nicht müde werdend in Dienst und Gebet.

XI. Des Steintales unvergeßlicher Patriarch

„Christen! Der Engel des Todes hat die Tage eines verehrungswürdigen Greises beschlossen, der über ein halb Jahrhundert lang einer der getreuesten Diener Gottes, einer der Zierden seiner Kirche, und sogar der Schutzgeist der Gemeinde gewesen ist, die ihm von Gott übertragen war, damit er sie auf den Weg des Heils führen und mit dem Lichte des Evangeliums erleuchten sollte. — Seine mühsame, aber ruhmvolle Laufbahn ist zu Ende. Die schwache Hülle seines Körpers ist zerbrochen und unter der Last der Jahre zusammengesunken. Seine unsterbliche, von den Erdenbanden befreite Seele hat sich zum Throne Gottes erhoben, dessen unaussprechliche Größe er so würdig feierte und für den sein Herz voll der reinsten und glühendsten Flamme entbrannte. — Ach! warum hat dieses liebevolle Herz aufgehört zu schlagen! Dieser Mund, aus dem nur Worte der Weisheit, der Tugend und des Trostes kamen, warum ist er nun verschlossen; diese Hände, immer zur Unterstützung der Armen geöffnet, warum sind die jetzt leblos? Warum ist der, den die ganze durch seine Fürsorge so beglückte Bevölkerung ihren Vater nannte, ihr entrissen worden? Wie plötzlich ist der Ruhm dieser Gegend in die Nacht der Gräber versunken! Lasset uns, meine Freunde, die Geheimnisse der Vorsehung ehren und anbeten! Besaßet ihr nicht an ihm so viele Jahre lang das Muster aller christlichen Tugenden; hat er euch nicht die mächtigsten Motive vor Augen gestellt, damit ihr des Herrn Wege wandelt, in eurem Glauben unerschütterlich bleibt und es durch ein der Frömmigkeit

und der Liebe geheiligtes Leben beweiset! Hat er nicht lange genug gelebt, dieser ehrwürdige Diener des Evangeliums? Wünschet ihr wohl, daß er noch längere Zeit die Bürden des Lebens hätte ertragen und nach der unvergänglichen Krone ringen sollen, welche die Gerechten am Ende ihrer Laufbahn erwartet? Nein, Gott sei gelobt für die zahlreichen Tage, die Er ihm auf Erden zu leben vergönnt, und die er alle dem Dienst der Kirche Jesu Christi und dem Glück seiner Mitbrüder gewidmet hat; aber Gott sei auch dafür gepriesen, daß er die glühenden Gebete unseres verehrungswürdigen Freundes erhört hat, indem Er den Schwächen, die sein Alter heimsuchten, eine Grenze setzte und ihn an den glücklichen Aufenthaltsort des Friedens zu sich rief! Ja, wie könnten wir an dem Aufenthalt des Friedens, an der Wohnung der Gerechten, an diesem andern von Jesu uns versprochenem Vaterland zweifeln, wo jeder das ernten wird, was er gesät hat, wo ein ewiges Glück die erwartet, welche ausharren im Wohltun und geistigen Ruhm und Unsterblichkeit suchen. Und wer hat mehr ausgeharrt im Wohltun als der, den wir beweinen und den wir unaufhörlich bedauern werden? Ja, wer hat mehr guten Samen ausgestreut als er, um in den glücklichen Gefilden einer bessern Welt eine reiche und überschwengliche Ernte von Glückseligkeit hoffen zu dürfen...?“ Es war ein Laie namens Jaegle, der am 5. Juni 1826 unter anderen auch diese Worte am Grabe des Pfarrers Johann Friedrich Oberlin sprach. Unübersehbar viele standen am Friedhof von Foudai, alle Glieder der Gemeinden Waldbach und Rothau, alle geistlichen und weltlichen

Würdenträger des vogesischen Elsaß, unzählige Freunde und fast alle Kinder des Steintals. Ihr „Papa Oberlin“ war verschieden. Fünfundachtzigjährig wurde er von seinem Posten abgerufen, dem er alle Kräfte gewidmet hatte und auf dem er als ein „Apostel der Menschheit“, wie ein katholischer Arzt es sagte, in unendlicher Dankbarkeit als ein eifriger Diener Christi und als ein unentwegter Beter gelebt und gelitten hatte.

Das erste Jahrzehnt in dem neuen verheißungsvollen Jahrhundert war nicht leicht für den Steintalpfarrer. Die Nachwehen der Revolution zitterten über dem arg geschlagenen Lande. Dann begann Napoleon in seiner Unrast Europa zu erschüttern. Auch das Hochfeld spürte die Not der langen Kriegsjahre, in denen des Korsen Stern nur allzubald vom hohen Zenit wieder in die stumpfe Ruhe St. Helenas sank. Ab 1815 gehörte dann das Elsaß wiederum zu Frankreich. Die Zeiten wurden zwar ruhiger, doch blieben sie bewegt. Dem Weißhaarigen in Waldbachs Pfarrhaus brachten sie neben viel Freude auch noch manchen Kummer. Eines aber empfand er stets als das größte Gottesgeschenk, daß seine Gemeinde nämlich nun wirklich Gemeinde Christi war und daß er den heiligen Geist nun auch in den anfangs so stumpfen Seelen der Steintäler spürte. Ihr beiderseitiges oder gemeinsames Gebet und ihre nie erlahmende Liebe waren die unzerbrechlichen Stützen in den über zwei Jahrzehnten zwischen Revolution und Wiener Kongreß. Johann Friedrich Oberlin war zum Patriarchen des Steintals geworden, unvergeßlich lebte er in den Herzen der Menschen diesseits und jenseits der Vogesen. „Man

ist besorgt, ihm zu mißfallen oder gar ihn zu betrüben, denn er ist das Haupt und der Schützer der Gegend, und wir lieben ihn alle, wie er uns liebt!“ — so zeugten seine Pfarrkinder und so erfuhr es die Welt. Es nimmt uns nicht wunder, wenn wir erfahren, daß der russische Zar dem Pfarrer einen Schutzbrief ausstellte, daß Frankreichs junge königliche Regierung ihrem greisen Bürger den Orden der Ehrenlegion verlieh, daß die untergeordneten Behörden nun auch Staatszuschüsse für neue Unternehmen bereitstellten, daß in den katastrophalen Monaten des Hungerjahres 1817 im Steintal niemand umkam, daß ihm die königliche Ackerbaugesellschaft eine goldene Medaille überreichte. Der schon über 80 Jahre alte Oberlin aber beugte sich vor Gott und wußte nur allzu genau, daß sich auch „der treueste Kämpfer keines Sieges“ vor Gott rühmen kann, ja, er sagte, daß er sich ohne den Trost des Evangeliums — seiner nie geschmähten Standarte — fürchten würde.

Inzwischen trug Oberlin hart am Kummer um seinen dritten Sohn, den Kandidaten Heinrich Gottfried, der ihm in der Blüte seines jungen Lebens, nach einer längeren Schriftenmissionsfahrt durch Frankreich, starb. Dieser Tod weckte im alten Vater die Sehnsucht nach dem eigenen Scheiden. Und zu dieser schweren Hungerszeit — man schrieb 1817 — schrieb Oberlin jene Leichenrede, die wir unter seinen Papieren fanden und die hier im Nachwort abgedruckt wird.

Als das Frühjahr 1826 verblaßte und der Mai den Juni ablöste, da betete der greise Pfarrer von Waldbach, hellwach und voller Sehnen: „Herr Jesu, mach bald

Feierabend! Mach ein Ende! Oh, ich flehe zu Dir, mach ein Ende der Mühseligkeit meiner Tage! Doch Dein Wille geschehe!“ Bis in die letzte Stunde seines langen Lebens hinein diente er so, wie er es sich und allen im Steintal zeitlebens gepredigt hatte: gehorsam zu sein gegen Gott! Und wie sehr er in seiner Bescheidenheit trotz seines Wissens um Gottes Beistand auch in seinen letzten Lebensjahren noch blieb, mag uns jener Nachtrag zeigen, auf den wir schon anfangs verwiesen und den er 1822, schon an der Schwelle des neunten Jahrzehnts, seiner im jugendlichen Alter von zwanzig Jahren gelobten, in feierlicher Akte niedergeschriebenen Gottesweihe hinzufügte: „Herr, hab’ Erbarmen mit mir!“ Und mit diesem Wort Erbarmen meinte er Geduld im besonderen. So demütigte er sich, als eine Welt ringsum ihn ehrte und pries, über alles Menschenmaß hinaus.

Am 1. Juni 1826 starb Johann Friedrich Oberlin, der Patriarch des Steintales. An seinem Grabe, das bald darauf zu einer Art Wallfahrtsstätte wurde, ward jenes Fragment vorgelesen, das sich unter des Toten Papieren gefunden hatte. Es stammte schon aus dem Jahre 1784. Hier soll es in einigen Auszügen als ein zusammenfassender Abschluß aufgezeichnet werden: „Ich bin am letzten August 1740 in Straßburg geboren, und am ersten September in der Sankt-Thomas Kirche getauft worden. — Während meiner Kindheit und meiner Jugend hat es Gott oft gefallen, mein Herz zu rühren und zu sich zu leiten. Er drang in meiner wiederholten Abtrünnigkeit mit einer Güte und Nachsicht in mich, die schwer zu beschreiben ist. — Ich kam am 30. März 1767 in meinem

siebenundzwanzigsten Lebensjahr als Geistlicher in diese Gemeinde. — Am 6. Juli des folgenden Jahres vereinigte mich Gott mit jener geliebten Frau, die Ihr (nachdem sie Euch manchen Dienst geleistet) vor sechs Monaten zu Grabe geleitet habt. Ihr Name war Magdalena Salome Witter. Ich hatte neun Kinder. Zwei, die noch am Leben sind, wurden im Steintal geboren, die anderen in Straßburg. Zwei sind bereits ins Paradies eingegangen; sieben sind auf dieser Welt zurückgeblieben. — ... Millionen Male habe ich Gott gebeten, mich in Stand zu setzen, daß ich mich mit gänzlicher und kindlicher Untertänigkeit seinem Willen, sei es im Leben oder Sterben, unterwerfe: — und mich zu solcher Resignation zu bewegen, daß ich weder etwas wünsche, noch sage, noch tue, noch irgend etwas unternehme, als was Er, der allein weise und gut ist, für's Beste ansieht... Abgesehen davon weiß ich, daß Gott unsere Gebete erhört; und seit der Geburt unserer Kinder haben wir, Mutter und ich, nie aufgehört, Ihn anzuflehen, getreue Nachfolger Jesu Christi und Arbeiter in seinem Weinberge aus ihnen zu machen... Und Du, meine teure Gemeinde! Gott wird Dich nicht verlassen noch versäumen; Er hat in Ansehung Deiner, wie ich Dir oft gesagt habe, Friedens- und Barmherzigkeits-Absichten. Alles wird für Dich gut gehen, halte Dich nur an Ihn, und laß Ihn walten. O möchtest Du meinen Namen vergessen und nur den Namen Jesu Christi, den ich Dir verkündigt habe, im Gedächtnis behalten. Er ist Dein Hirte, ich bin nur sein Knecht; Er ist der gute Meister, der, nachdem Er mich von Jugend auf zugerichtet und bereitet

hatte, mich zu Dir gesandt hat, um Dir zu nützen; Er allein ist weise, gut, allmächtig, barmherzig; ich bin nur ein armer, schwacher, elender Mensch... O, meine Freunde, betet, daß ihr Alle seine geliebten Schafe werdet, es ist in keinem Anderen, als in Jesu Christo Heil, und Jesus liebt euch, sucht euch, und ist bereit, euch anzunehmen. Geht zu Ihm hin, völlig, wie ihr seid, mit allen euren Sünden und Gebrechen; Er allein kann euch davon befreien und euch heilen... Lebt wohl, teure Freunde, lebt wohl; ich habe euch innig geliebt, und die Strenge sogar, womit ich bisweilen glaubte euch behandeln zu müssen, hatte ihren ersten und Hauptgrund nur in dem lebhaften Verlangen, zu eurem Glücke beizutragen. Gott belohne euch für die Dienste, Bereitwilligkeit und Unterwerfung, die ihr seinem armen unwürdigen Knecht erwiesen habt... O mein Gott, Dein Auge wache über meinen Pfarrgenossen, Dein Ohr sei offen, sie zu hören, Deine Hand ausgestreckt, sie zu beschützen! Herr Jesu, Du hattest sie mir anvertraut, diese Gemeinde, mir so schwachem, so elendem Menschen; o erlaube, daß ich Dir sie empfehle und in Deine Arme niederlege. Gib ihr Hirten nach Deinem Herzen; verlasse dieselbe nie. Leite Alles zu ihrem Heile. Erleuchte, leite, liebe, segne sie; gib, daß einst Kinder und Erwachsene, Vorsteher und Untergebene, Pfarrer und Pfarrgenossen, Alle einander im Paradiese antreffen. Amen, Amen, o Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, sprich mit uns: Amen.“

Nachwort

Aus Oberlins Vermächtnis:

Von den Wohnplätzen im himmlischen Vaterland, ein Vermächtnis für die Gläubigen, die in Christo wandeln und sich nach der ewigen Heimat sehnen.

Es werden in den Schriften Neuen Testaments zwei Hauptplätze genannt und beschrieben, die eigentlich die Residenz der himmlischen Hofhaltung sind; der eine Wohnplatz ist die *Stadt Gottes*, das *überhimmlische Jerusalem*, und der zweite Wohnplatz ist der himmlische *Berg Zion*; beide waren den Gläubigen Alten Testaments schon bekannt, denn der Apostel sagt, daß schon die Patriarchen auf eine Stadt gewartet haben, deren Künstler und Werkmeister Gott ist, und diese Stadt sei keine irdische, sondern eine *überhimmlische*; und dies sei der Grund gewesen, weswegen Abraham, Isaak und Jakob keine Stadt auf Erden erbauet, noch steinerne Häuser und Schlösser aufgerichtet, um darinnen zu wohnen, sondern daß sie das Pilgerleben erwählten, und in Zelten wohnten, um damit anzuzeigen, daß ihnen Gott diese himmlische Stadt erbauet und *verheiß*en habe, und daß sie diese zu ihrem beständigen Wohnsitz im Himmel erhalten würden, denn der, dem in dieser Stadt seine künftige, bleibende Wohnung angewiesen ist, der hat auch, solange er auf Erden ist, einen Pilgersinn, und dieser Sinn fließt bei ihm allein aus der Verheißung der Stadt Gottes, Hebr. 11, 9 bis 16, und 12, 22. Mit dieser Stadt Gottes ist ein anderer Wohnplatz verbunden, nämlich der *Berg Zion*, der auch im Himmel ist; von diesem himmlischen Berg ist die Rede in Off. 14, 1, unerachtet die Stadt Gottes früher gemeldet wird als der Berg Zion, so wird doch eines unter dem anderen mitverstanden; der Apostel aber meldet in Hebr. 12, 22 den *Berg Zion* zuerst; und alsdann tut er auch *der Stadt* Meldung, weil er mit den gläubigen Hebräern als Christen des Neuen Testaments redet, mit denen der Berg Zion als der Sitz der neutestamentarischen

Haushaltung Jesu Christi besonders verbunden ist; da hingegen die Stadt Gottes, das himmlische Jerusalem und die Gläubigen aus der Zeit des *Alten Testaments* auch in einem besonderen Verhältnis miteinander stehen. Das irdische Jerusalem im Lande Kanaan wurde bei der Eroberung des Landes früher eingenommen, als die *Burg Zions*, welche erst späterhin von David erobert wurde, 2. Sam. 5, 6—9, nachdem also schon eine geraume Zeit vorher die Stadt Jerusalem von den Israeliten eingenommen und bewohnt worden, so ward hingegen der von den Jebusitern sehr befestigte Berg Zion, auf dem das feste Schloß der jebusitischen Könige lag, erst nachher von David mit Sturm eingenommen, und von ihm zum *Sitze seiner königlichen Regierung* gewählt. Ebenso hat auch Christus erst nach seiner Himmelfahrt den himmlischen Berg Zion in Besitz genommen, vergl. Psalm 2, 6, auf solchem seine *neutestamentliche himmlische Hofhaltung* angelegt, und diesen Berg zum Sitz seiner königlichen Regierung gemacht, von wo aus nun seine königlichen Befehle, Verordnungen und Anstalten ergehen, zur Behauptung und Ausbreitung seiner Gewalt im Himmel und auf Erden, die ihm vom Vater gegeben worden ist, dies ist die Ursache, weswegen es heißt, daß die Gläubigen aus den Zeiten des *Alten Testaments* nicht auf den himmlischen Berg Zion, sondern eigentlich auf die Stadt Gottes gewartet haben, wiewohl diese Stadt und der Berg Zion in genauer Verbindung immer miteinander stehen. (Dann folgt in breiter, durch Bibelstellen belegter Schilderung die Oberlinsche Betrachtung über diese angeführten Wohnplätze, zunächst über den Berg Zion, ihre Fortsetzung findet diese bis ins einzelne gehende Arbeit in der Beschreibung der Entwicklung und des Zustandes der Stadt Gottes, hiervon wird ebenfalls der erste Teil hier abgedruckt:)

Die Stadt Gottes

Mit dem Berg Zion ist verbunden das *überhimmlische Jerusalem*, die Stadt des lebendigen Gottes, Hebr. 12, 22—4 und wir bemerken zuerst folgendes: bei den Propheten *Alten*

Testaments gibt es viele Ausdrücke von der Kirche *Neuen Testaments*, die in Off. 21 dem neuen Jerusalem zugeschrieben werden; vergl. Jes. 65, 17, 18 und 66, 20—2; die Ursache ist: die Propheten haben das, was zukünftig war, überhaupt zusammengenommen, wie es in der *Zeit*, sonderlich in der *letzten Zeit*, Off. 6, 7, und dann in *der Ewigkeit* erfüllet wird, und so behält zuletzt der Verstand der völligen überschwenglichen, herrlichen Erfüllung im Neuen Testament auf der neuen Erde und in dem neuen Himmel den Platz. (Anmerkung des seligen Bengel). Auf diese Weise müssen wir die Weissagungen, die von Jerusalem handeln, so ansehen, wie sie als Ströme zuletzt in der Stadt Gottes zusammenfließen. Das Jerusalem, von dem jetzt die Rede ist, heißt Hebr. 12, 22—4 das *überhimmlische*, weil es nicht auf Erden, sondern *in den Himmeln* sich befindet; die nämliche Stadt aber steigt aus dem Himmel einst herab, Off. 3, 12 und 21, 2, und alsdann ist sie nicht mehr in den Himmeln, sondern auf einem Berg, auf der neuen *Erde*, deswegen wird die in Off. 21 und 22 nicht mehr das Überhimmlische genannt. Die gegenwärtige Erde, obgleich sie mit dem Himmel durch die siebente Zornschale in gewisser Rücksicht *neu* gemacht wird, Jes. 65, 17—20 usw., ist dennoch auch alsdann nicht schön genug, daß die Stadt Gottes schon jetzt aus dem Himmel auf dieselbe herabkommen konnte; die Erde muß ganz im Feuer aufgelöst, und ganz neu dargestellt werden, 2. Petr. 3, 10—13, Off. 20, 11, davon sagt Johannes Off. 21, 1: und ich sahe einen Himmel, einen *neuen*, und eine Erde, eine *neue*, und die Stadt, die heilige, *Jerusalem*, ein neues sehe ich heraussteigen *aus dem Himmel* von Gott. Diese Stadt, die schon längst im Himmel ist, war den Israeliten und Gläubigen des *Alten Testaments* wohl bekannt, denn Abraham, Isaak und Jakob warteten auf dieselbe, sie wußten, daß ihnen Gott *eine Stadt* zubereitet habe, Hebr. 11, 9, 10 und 13—16. Diese Stadt wurde dem Johannes, als er im Exilio auf Patmos war, gezeigt, und ihre ganze Beschaffenheit ausführlich von demselben beschrieben, und zwar den Pilgrimen zum Trost und zur Aufmunterung

in ihrem Glaubenslauf, denn es ist *uns* geschrieben, vergl. Ezech. 40, 4, wir sollen diese Stadt immer vor Augen haben, damit wir dadurch im Fleiß der Heiligung recht angetrieben werden und gerne Pilgrime auf Erden seien. Das ist dem Herrn eine Freude, wann er uns durch Vorhaltung dieser herrlichen Stadt von der Welt ganz abziehen und unsern Sinn dorthin richten kann; denn sie ist nicht umsonst dem Johannes so genau gezeigt und von ihm so beschrieben worden; wir sollen als Wettläufer dieser Stadt entgegenziehen, unsere Arme darnach ausstrecken, wie sie ein Wettläufer auf der Rennbahn nach dem Prämium ausstreckt, und dahineilet, um den Kranz zuerst zu ergreifen, und je mehr wir davoneilen aus dieser Welt, und dieser herrlichen Stadt entgegen, je mehr werden wir es uns ansehen lassen, daß wir Gäste und Fremdlinge auf Erden seien. (Und wiederum folgt auf über 200 Seiten eine eingehende, biblisch untermauerte Betrachtung über das himmlische Jerusalem.)

Der goldene Rauchaltar:

Zwei Rauchaltäre wurden bei dem levitischen Gottesdienst gebraucht; der eine war der Brandopferaltar, der außerhalb des Heiligen unter freiem Himmel stand, auf dem die geschlachteten Opfer verbrannt wurden; der andere aber, der goldene Rauchaltar, stand innerhalb des Heiligen, zunächst vor dem Eingang ins Allerheiligste, 2. Mos. 40, 5, gegenüber der Bundeslade und des Gnadenstuhles, jedoch so, daß der Vorhang dazwischen war und eine Scheidung machte zwischen der Bundeslade und dem Rauchaltar, 2. Mos. 40, 26 und 5. Mos. 30, 6. Vor der Bundeslade gegen Osten hing der Vorhang, und zunächst vor diesem ostwärts hin stand dieser Rauchaltar; da hingegen der Schaubrottisch und der goldene Leuchter nicht gegenüber der Bundeslade, sondern auf beiden Seiten, doch etwas abwärts des goldenen Rauchaltars standen, dieser also sich mitten inne und gegenüber der Bundeslade befand; wann weswegen dieses Rauchaltars in der Heiligen Schrift Meldung geschieht so findet man den Beisatz: *der*

vor Gott ist, der vor Gott dem Herrn steht, dabei, wodurch er von dem Brandopferaltar unterschieden wird, indem letzterer viel weiter entfernt war von der Bundeslade und außerhalb des zweiten Vorhangs stand. Dieser Rauchaltar wurde aus dem dauerhaften Holz Schittim gefertigt und ganz mit Goldplatten überzogen; daher er der *goldene Altar* genannt wurde, zum Unterschied des Brandopferaltars, der mit Kupfer überzogen und beschlagen war, 2. Mos. 30, 3. Salomo ließ den Rauchaltar ganz aus dem allerfeinsten Golde fertigen, 1. Chron. 29, 18 und 1. Kön. 7, 48; den Rauchaltar aber, der bisher in der Stiftshütte gestanden hatte, mit allem Geräte der Hütte in den Tempel verwahren. Dieser Rauchaltar, der in der Stiftshütte gebraucht wurde, wurde nach dem Befehl des Herrn gefertigt, 2. Mos. 30, 1—10 und 37, 25—29. (Wiederum folgt eine eingehende Beschreibung des goldenen Rauchaltars unter Einbeziehung der mit diesem Altar verbundenen Gebräuche.)

Der levitische Schaubrottisch

In dem Heiligen der levitischen Stiftshütte an der nördlichen Seite des goldenen Leuchters, diesem gerade gegenüber, stand der *Tisch der Schaubrote*, Hebr. 9, 2, dessen Beschreibung wir in 2. Mos. 25, 23 usw. lesen, und auch 37, 10 usw. Er war gleichfalls aus dem Holze Schittim gefertigt und durchaus mit Goldplatten beschlagen. Der obere Teil des Tisches hatte zwei Ellen in die Länge und eine in die Breite; ein schöner, goldener Kranz umschlang denselben, vier mit Gold beschlagene Füße unterstützten ihn, an diesem waren goldene Ringe angebracht, dadurch man die Stangen stieß, auf welchen die Leviten bei ihren Wanderungen durch die Wüste den Tisch tragen konnten, die aber abgenommen wurden, sobald die Stiftshütte wieder aufgeschlagen ward, 4. Mos. 4, 7, 8. Er wurde gleichfalls mit dem Blute des Bundes besprengt, Hebr. 10, 19, 20, und mit dem heiligen Salböle gesalbt, 2. Mos. 30, 27 und 40, 9, darnach aber in den vorderen Teil der Stiftshütte, nämlich in das Heilige, hinein-

gestellt, Heb. 9, 2 und 2. Mos. 40, 4, 5, außerhalb des Vorhangs, der vor dem Allerheiligsten hing, 2. Mos. 26, 35 und 40, 22. An diesem Tische wurden jedesmal am Sabbath zwölf Brote oder Kuchen, aus dem feinsten und schönsten Semmelmehl gebacken, aufgesetzt, 3. Mos. 24, 5. Ein jedes Brot erforderte 2 Chomer Mehls, soviel ungefähr 86 Eierschalen fassen mochten; sie sollen von länglicher Form, sechs flache Hände lang und fünf breit, auch einen Finger dick gewesen sein. Nach der Zahl der zwölf Stämme Israels mußten es zwölf Brote sein, alle aus ungesäuertem Teige gebacken. In der hebräischen Bibel heißen sie Brote der Angesichter, ohne Zweifel deswegen, weil sie im Heiligen, dem Angesichte des Herrn, der im Allerheiligsten wohnte, gegenüber sich befanden. Der Herr hatte sein Angesicht herauswärts gegen das Heilige gerichtet, daher sie Schaubrot, Lacham panim, heißen, 3. Mos. 24, 8 und 2. Mos. 25, 30. In der griechischen Bibel werden sie vorwärts liegende Brote, 2. Mos. 25, 30, Brote des Angesichts, Neh. 10, 33, Brote der Darbringung der Opferung, 1. Kön. 7, 48, Brote der Vorsetzung, 1. Sam. 21, 8, vgl. Matth. 12, 4, genannt, auch die Vorsetzung der Brote, Hebr. 9, 2; sie lagen auf dem Tisch schichtenweise, je sechs auf jeglicher Längenseite desselben, 3. Mos. 24, 6; zu dem goldenen Tisch gehörten auch noch andere Geräte, die in 2. Mos. 25, 29 und 4. Mos. 4, 7 gemeldet werden, und in der lutherischen Übersetzung Schüssel, Becher, Kannen und Schalen heißen. (Und dann folgen weitere 10 Seiten, die uns im einzelnen über das Thema berichten, Vergleiche zum Neuen Testament nicht außer acht lassend.)

Aus Oberlins Briefen:

Brief an seine Zöglinge vom 6. 1. 1782

Meine lieben Zöglinge!

Ich glaube, daß ihr mich nicht versteht. Ihr denkt, daß ihr nicht mehr lachen, nicht mehr scherzen dürft, und doch hat niemand soviel Recht fröhlich zu sein, als die Kinder Gottes, und St. Paulus ruft uns zu: Freuet, freuet euch! — Das ist nun nicht der Fall bei euch, und ihr täuscht euch sehr. Alles hat seine Zeit, selbst das Gebet und der Gesang zur Ehre Gottes könnten Gott unangenehm und sogar Sünden sein, wenn sie uns an dem zur Arbeit und dem uns anvertrauten Geschäft notwendigen Eifer hinderten. — Der Eifer zur Arbeit fordert: 1. daß ich genau auf das sehe, was ich zu tun habe, und wie ich es tun muß; 2. daß ich über die beiden Punkte nachdenke und mich beeifere a) es aufs beste zu tun, b) es womöglich in der kürzesten Zeit zu tun. — Alles, was euch daran hindert, ist Unrecht, es sei nun Scherzen oder Singen, Lachen oder Beten, Freudigkeit oder Traurigkeit. — Und wer in diese Unordnung, in diesen Mangel an Eifer zur Arbeit verfällt, die Gott, und zwar derselbe Gott angeordnet hat, der das Gebet befohlen; wer darein verfällt, auf welche Art es auch sei, aus Leichtsinn oder aus übel angebrachter Frömmigkeit, wird von Gott mit Armut, Elend u. dgl. gezüchtigt. — Denn alle, ja alle Worte Gottes müssen mit Furcht und Zittern vollzogen werden. — Zieht hieraus folgenden Schluß und macht folgende Vergleichung: 1. Das Gebet, die Frömmigkeit, die uns von dem zur anvertrauten Arbeit nötigen Eifer abhalten würde, müßte Gott mißfallen; 2. und das Scherzen, das Lachen, das in Gegenwart Gottes und auf eine Art geschieht, daß wir dadurch nicht von dem zur anvertrauten Arbeit nötigen Eifer abgehalten werden, kann Gott angenehm sein.

Der Abschiedsbrief an seine Gemeinde:

An die Gemeinde zu Waldbach in der Grafschaft Steinthal:

Meine teuersten Brüder, meine innigstgeliebten Pfarrkinder! Die getreuen Diener Jesu Christi, deren edelmütigem Eifer wir die Übersetzung und den Druck dieses schönen Büchleins verdanken, haben mich aufgefordert, es euch anzueignen und euch mein letztes Lebewohl zu sagen. Welcher Genuß ist es für mich, daß ich mich noch schriftlich mit euch unterhalten kann, da ich es mündlich zu tun nicht mehr imstande bin. Endlich ist dennoch der Tag herangekommen, von dem ich euch so oft gesagt habe, um euch aufmerksamer auf das zu machen, was ich euch im Namen meines Herrn, unseres göttlichen Erlösers, so oft predigte! — Der Tag unserer Trennung! Mit welcher Seelenruhe würde ich euch verlassen, wenn ich euch alle in den sanften Händen jenes getreuen Heilandes wüßte, daß weder die Welt, noch die Hölle euch ihm entreißen kann, vorausgesetzt, daß ihr euch nicht selbst von ihm trennet! — Oh, eilet doch, die ihr bisher es unterlassen habt; eilet doch, solange eure Herzen gerührt sind, werfet euch sogleich eurem Erlöser Jesu Christo zu Füßen und bittet ihn für euren verbrecherischen Leichtsinn und eure gottlose Nachlässigkeit um Verzeihung, bietet ihm eure Seelen an, gerade so wie sie sind; flehet zu ihm, daß er sie ändern und so machen solle, wie es ihm gefällt; vergesset das nie, was er selbst gesagt hat und durch seine getreuesten Apostel verkünden läßt und was ich euch so oft wiederholt habe: daß man nicht erlöst ist, wenn man nicht wiedergeboren oder von neuem geboren ist, nach Johannes, Kap. 3, daß man von seinem Geiste beseelt sein muß, nach Römer, Kap. 8, 9 und 14, daß wir müssen mit ihm, wie der Zweig mit dem Baume, verbunden sein und unaufhörlich von ihm die Kraft zu einem heiligen Leben herleiten; daß alles das, was wir außer der Gemeinschaft mit ihm tun, wenn es auch noch so schön und edel in den Augen der nach Heidenart ehrbaren Welt erscheinen mag, nichts gilt in seinen Augen, weil der Beweggrund davon eitel oder doch keines-

falls Liebe und Dankbarkeit gegen den ist, der alles zu unserem Wohl, der alles für unser Seelenheil getan, und der gewiß verdient hat, daß wir alles für ihn und für die Förderung seines Reiches tun, Johannes 15. — O meine liebe Herde, die mir der Oberhirte acht Jahre lang anzuvertrauen so gnädig war! Ich beschwöre euch, haltet euch an diesen göttlichen Hirten und nie an die Menschen. Die Menschen sind in seiner Hand, und er ist immer imstande, euch getreue Helfer zu schicken, wenn ihr nicht aus Mangel an Glauben und Gehorsam gegen ihn euch selbst seiner unwert macht. — Der Herr der Ernte ruft mich jetzt wider alle meine Erwartung fern von euch, um eine andere seiner Herden zu weiden, die ihn denselben Preis, wie ihr, gekostet hat, die aber noch weit davon entfernt ist, den zu besitzen, welchen mehrere unter euch nur allzuwenig geschätzt haben. Wir werden dem Leibe nach, aber ich hoffe, nicht dem Geiste nach getrennt sein. Ich habe euch immer zärtlich geliebt, ich liebe euch noch, und alle Schätze der Welt würden das nicht instand bringen können, was der Befehl meines göttlichen Meisters und Herrn bewirkt hat. Ich will euch nun bald verlassen, aber ich werde euch mein ganzes Leben nicht vergessen, vergesset auch ihr mich ebenso wenig, gedenket der Ermahnungen und der Vorschriften des göttlichen Evangeliums, die ich euch unaufhörlich eingeschärft habe; versäumet nicht, den Segen Gottes auf das herabzuflehen, was ich meiner neuen Gemeinde jenseits des Meeres predigen werde und wißt, daß alles das, was ihr den Vater bitten werdet im Namen und für das Reich Jesu Christi, Er euch geben wird, und daß alle Segnungen, welche Er meiner amerikanischen Gemeinde aus Rücksicht auf eure Fürbitte für sie verleihen wird, den Glanz der Himmelskronen vermehren muß, die eurem anhaltenden Eifer zuteil werden. — Lebe wohl, meine teuerste Gemeinde! Wir werden uns hier auf Erden nicht mehr sehen, bis wir uns vor dem Throne Gottes und des Lammes wiederfinden, wo wir ganz himmlisch gesinnt und vor Freuden entzückt über alle Seine großmütigen und göttlichen Gnadenbeweise Ihm ewig Lob, Ehr' und Dank sagen werden. Amen. J. F. Oberlin. (1775?)

Aus Oberlins Predigten:

Predigt über Hiob 14, 1

(sie stellt allerdings nur einen Auszug dar, da Oberlin die Ausführung seiner Dispositionen improvisierte).

Die Kürze unseres Lebens, Text: Der Mensch, vom Weibe geboren, lebet nur kurze Zeit (Hiob 14, 1).

Teuerste Freunde! Da so viele sonst achtbare und vernünftige Leute auf das Glück in diesem Leben einen so hohen Preis setzen, daß sie die von Gott festgesetzte sowie durch die gesunde Vernunft begründete und bestätigte Ordnung umkehren, indem sie ganz widersinnig nicht bloß fünfzigmal, nein, tausendmal mehr Sorgfalt darauf verwenden, hier auf Erden glücklich zu sein, als es im Himmel zu werden, so habe ich mir vorgenommen, mit euch nachzudenken über *die kurze Dauer oder die Kürze dieses Lebens nach dem Worte Gottes*. — Als Pharao, der König von Ägypten, Jakob, den Vater Josephs, fragte, wie alt er sei, so antwortete Jakob: „Die Zeit meiner Wallfahrt ist hundert und dreißig Jahre; wenig und böse ist die Zeit meines Lebens und reicht nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt“, 1. Mose 47, 9. — Hundert- unddreißig Jahre war der Erzvater Jakob alt, als er sich vor Pharao über die Kürze seines Lebens beklagte; er lebte noch hundertundsiebzehn Jahre in Ägypten und brachte sein Alter im ganzen auf zweihundertundsiebenundvierzig Jahre. — Wenn dies Jakob ein kurzer Lebenslauf schien, um wieviel mehr haben wir gegenwärtig Ursache, uns hierüber zu beklagen, wir, die nicht einmal mehr die Hälfte von Jakobs Lebensalter erreichen? — Wie? Haben wir daher nicht mehr Grund, als die Sterblichen jenes Zeitalters, das Leben mit Gegenständen zu vergleichen, wie sie getan? Nämlich: 1. *mit einem Schatten*: (und dann folgen ausführlich die Bibelstellen:) Hiob 8, 9 / Hiob 14, 2 / Psalm 39, 7 / Weisheit 2, 5 / Weisheit 5, 9 / 2. *mit ausgegossenem und verlaufenem Wasser*:

2. Samuel 14, 14 / Psalm 90, 3, 5 / 3. *mit Gras, das bald verdorret*: Hiob 14, 2 / Psalm 90, 5, 6 / Psalm 103, 15, 16 / Jesaias 40, 6, 7, 8 / Jakobus 1, 10, 11 / 4. *mit den Wolken und den Nebeln, die bald vergehen*: Hiob 7, 7, 9, 10 / Weisheit 2, 4 / Jakobus 4, 14 / 5. *mit dem gestrigen Tag und einer der vier Nachtwachen*: Psalm 90, 4 / 6. *mit einem abgeschossenen Bogenpfeil*: Weisheit 5, 12, 13 / 7. *mit einem Traum, dessen man sich am Morgen kaum erinnert*: Psalm 90, 5 / Hiob 20, 5, 8 / 8. *mit einem Läufer, der Boten geht*: Hiob 9, 25 / Weisheit 5, 9 / 9. *mit einem Vogel, der die Luft durchfliegt*: Hiob 9, 26 / Weisheit 5, 11 / 10. *mit einem spur- und geleislos vorüberrudernden Schiff*: Hiob 9, 26 / Weisheit 5, 10 / 11 und 12. *mit einem Nichts, mit der Eitelkeit an und für sich*: Psalm 39, 6. — Das Nachdenken über diese Kürze und außerordentliche Flüchtigkeit unseres Lebens muß zur Beförderung unserer Frömmigkeit beitragen, indem es 1. *unsere Sicherheit vertreibt*, und uns auffordert, von Herzensgrund, wie der König David, oft zu Gott zu beten. Psalm 39, 5: Aber, Herr, lehre doch mich, daß es ein Ende mit mir haben muß, und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß. — Damit wir nicht das Ende jenes Menschen erhalten, von dem der Herr (Lukas 11) spricht, der sich alle Mühe gegeben hatte, um in dieser Welt hier Schätze zusammenzuscharren und hierauf zu seiner Seele sagte: „Meine Seele beruhige dich jetzt, denn du hast viele Schätze auf viele Jahre gesammelt.“ Aber Gott sagte zu ihm: „Du Narr, heute Nacht wird deine Seele von dir gefordert werden, und die Schätze, die du gesammelt hast, wer wird sie bekommen? (Vielleicht Kinder, die nicht weiser sind als du, die dich eines Tages verfluchen werden, dich und die gefährlichen Schätze, die du ihnen hinterlassen hast — oder gar lachende Erben.) — So ist es, setzte unser Herr und Heiland hinzu, bei allen Menschen, die nicht reich in Gott sind. 2. *indem es unsere Liebe zu den irdischen Gütern vermindert*, da man wohl sieht, daß sie uns nicht in den Tod folgen können, vielmehr von uns zurückgelassen werden müssen. 3. *indem es uns dringend mahnt, unsere Schätze, im*

Himmel zu suchen, wo unser eigentliches Vaterland ist, wo wir unsere Ruhe finden und davon Besitz nehmen werden. 4. *indem es uns aufmuntert, unsere völlige Bekehrung nicht aufzuschieben*. Wer nicht wiedergeboren ist, kann nicht in das Reich Gottes eingehen! — Habe ich diese Wiedergeburt? — Wenn nicht, beeile dich, meine Seele, wirf dich deinem Heiland zu Füßen und rufe die Kraft seines Blutes an. Bring ihm dein Herz dar, so wie es ist, mit seiner ganzen Verdorbenheit und allen seinen Fehlern, als da sind: Hochmut, Eitelkeit, Geiz, Eigensinn, Wollust. Bring dich ihm dar und höre nicht auf, ihn zu bitten, daß er es annehmen, in seinem Blute rein waschen und mit seinem heiligen Geist erfüllen soll. — Halte dich beständig in dieser Verfassung. Sonst könnte dich der Tod hinwegraffen und dich außerhalb des Hochzeitssaals gleich den fünf törichten Jungfrauen lassen, zumal der Gedanke an die kurze Lebensdauer dich nie verläßt, — weil ferner unser Erlöser Anstrengungen und einen ausdauernden Eifer fordert, — und weil man nicht mehr zurückkehren kann, um das Böse gut zu machen und um sich von dem furchtbar traurigen Schicksal zu befreien, das die Geizigen, Hoffärtigen, Eigensinnigen, Ungehorsamen, Schamlosen und Zeitverderber erwartet. — Alle diese Leute hoffen den Himmel auch, täuschen sich aber in ihren Erwartungen, welchen alle Ansprüche der Heiligen Schrift, der Erfahrung und der gesunden Vernunft widerstreiten. — Ach, wie scheint das auf dieser Erde zugebrachte Leben so kurz, namentlich für die Schamlosen und Hurer, die ihr schon beerdigt habt, deren Leben verronnen ist und die sich seit ihrem Tode so unglücklich befinden. — Ach, wie muß das verstrichene Leben auf Erden denen so kurz vorkommen, welche den Kirchenbesuch vernachlässigt haben und jetzt viel um ein einziges Glas frischen Wassers statt des verpesteten, schlammigen und stinkenden, das sie bekommen, geben würden. — Ach, wie wird das Erdenleben jenen nun gestorbenen unersättlich Geizigen so kurz erscheinen, die mit Gott markten und statt für den Himmel zu arbeiten und all ihren Überfluß darauf zu verwenden, bei guten Werken Gott

nicht einmal drei Zehnteile ihrer Einkünfte geben wollten und die jetzt sich in verzweiflungsvoller Pein befinden. — Und das, was vielleicht noch entsetzlicher ist, ein nagender Wurm, der nie stirbt, das sind die Vorwürfe ihrer Söhne und Töchter, die ihnen zurufen werden: „Unglückliche Väter und Mütter! Wenn ihr dem Worte Gottes gehorcht und euer Geld sowie eure Güter und Früchte nach seinem Willen verwaltet hättet, so würdet ihr uns, in guten Sitten und Gewohnheiten erzeugt, unterrichtet und erzogen haben; wir wären daran gewöhnet worden, hätten von zarter Kindheit an Geschmack daran gewonnen und wären Erben der göttlichen Herrlichkeit geworden. Statt dessen sind euer verfluchter Eigensinn und eure brutale Unlenksamkeit die Ursache, daß wir unsere Jugendjahre, jene kraftvollen Jahre, wo wir für uns hätten etwas lernen können, in eitlem Kleiderluxus und leichtsinnigem Leben vergeudet und die Freude unserer herrlichen Berufung aus den Augen verloren haben, und daß jetzt unser Erbteil mit den Teufeln ist, denen wir gedient und ihre Ratschläge befolgt haben. — Ach, zittert ihr Ungehorsamen, ihr Geizigen, ihr Schamlosen, zittert und bekehret euch!“

Aus Oberlins Papieren:

(*Am Tage nach dem Tode meines Sohnes
Heinrich Gottfried, 16. November 1817*)

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort höret und glaubet Dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgegangen, Joh. 5, 24. *Vom Tod zum Leben*, vom Tod zum Leben, sehet, das ist der Wahlspruch, das Feldgeschrei der Christen, daß heißt aller, welche den Taufbund treu bewahrt haben, und aller derer, welche, wenn sie auch abgewichen waren, reuig zu ihrem Heiland zurückgekehrt sind, und den Bund mit ihm von ganzem Herzen erneuert haben. — *Vom Tod zum Leben*, wie geben doch diese Worte unserm Geist eine so große Freudigkeit und Hoffnung, einen so heiteren Blick in das, was künftig ist; wie tröstlich sind sie uns auf unserm Wege voll Mühe und Tränen, wenn wir zugleich jenen Ausspruch des Apostels dabei im Herzen behalten: „Alle Dinge müssen zum besten dienen denen, welche Gott lieben.“ — Ja, alle Dinge und Begebenheiten, traurige wie fröhliche, süße wie bittere, selbst die schweren Trübsale müssen denen zum besten dienen, welche Gott lieben; zu ihrem wahren, ewigen Heil. — Sie alle, diese Leiden, und zwar die bittersten am meisten, sind uns Staffeln, auf denen wir von einer Stufe der göttlichen Vollkommenheit zur anderen emporsteigen, näher kommen der Vollendung im Glauben und Vertrauen zu Gott, im kindlichen und freudigen Gehorsam gegen seine Gebote, in der Demut, Sanftmut, Lauterkeit der Gesinnung, in der Freude am Wohltun, in der Liebe und Reinheit des Herzens: mit einem Wort, in allen himmlischen Tugenden. — Aber indem die Leiden den Christen in den Himmelstugenden weiter fördern, führen sie ihn ungleich weiter in der Verähnlichung mit Gott, in der Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes in seinem Innern; höher hinan in die Regionen des Lichtes, näher zu der Wohnung

Gottes, unsers Schöpfers und Vaters. Denn der Aufenthalt eines jeden wird einst desto herrlicher, desto näher am unerschöpflichen Quell aller Seligkeit sein, je größer seine innere, geistige und sittliche Gottähnlichkeit ist. — Vom Tode zum Leben. Wie verliert doch durch diese Hoffnung, wenn sie erst in uns fest steht, der Tod all seine Schrecken! Gleich mit der Geburt treten wir in den Tod ein: — denn so hat unser Schöpfer und Vater unser jetziges Leben genannt, dieses arme Leben des Scheines, voller Sorgen, Qualen und Tränen. Gott hat dasselbe den Tod genannt, und das ist es auch, seitdem die Menschen von ihrem früheren, herrlichen Zustand herabgesunken sind; seitdem sie ihr Herz von Gott hinweg zur Vergänglichkeit gewendet, seitdem sie die Quelle des lebendigen und belebenden Wassers verlassen haben, um sich selber durchlöchernte Brunnen zu graben, in denen entweder gar kein Wasser ist oder ein bitter salziges, stinkendes, verpestetes und vergiftetes. — Aber wenn wir unsere Herzen der Stimme des göttlichen Hirten aufthun, der uns so oft zu sich rufet, wenn wir ernstlich trachten nach der unvergleichlichen Ehre und dem Glück, unter die Zahl seiner Schafe aufgenommen zu werden, welch hohe Veränderung geht dann in uns vor, wie werden wir dann aus Kindern dieser Welt zu Kindern Gottes; wie stellt sich dann allmählich das Ebenbild des Herrn wieder in uns dar! Dann werden der Zweck und die Weise unseres Tuns und Handelns ganz andere, denn sie vorhin gewesen; unser Streben geht dann nicht mehr dahin, reich zu werden oder andere vergängliche Vorteile mühsam zu erringen. O nein, durch die Vereinigung unserer Herzen und Empfindungen mit denen unseres Herrn Jesu werden uns zugleich seine göttlichen Neigungen eingepflanzt, wir suchen, ihm dann nach Kräften bei seinem großen Werk zu helfen: das arme Menschengeschlecht von seinen unzähligen geistlichen und leiblichen Übeln, von seiner furchtbaren sittlichen Verdorbenheit zu erretten, sein (selbstverschuldetes) Elend zu lindern. Sehet, dies ist das Streben, welches die Christen — die Jünger des Herrn Jesu — beseelt, und für solche hat der Tod, der König

der Schrecken, nichts Furchtbares mehr, ja, ihnen gilt in gewisser Hinsicht Leben und Tod gleich. Denn sollen sie länger auf Erden sein: — wohlan, so werden sie nach bestem Vermögen den Namen Gottes verherrlichen, ihrem Heiland helfen die Brüder lieben und erretten. Ruft sie der Tod von der Erde ab, nun wohl, sie fahren auch dorten fort zu dienen an seinem großen Werke, dahin zu arbeiten, daß der Name Gottes werde geheiligt, daß sein Reich allerwegen komme, daß alle mit Freuden den Willen des Herrn tun. — Darum wollte der heilige Apostel Paulus nicht selber wählen Leben oder Tod, nicht selber darüber entscheiden, welches von beiden besser für ihn sei, sondern überließ die Wahl Gott. Es liegt mir, so sagt er, beides hart an: Ich habe Lust abzuschneiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre. Aber es ist nötiger, im Fleische zu bleiben um euretwillen. — Übrigens sollte Christus, nur Christus hochgepriesen werden an ihm (und durch ihn), es sei durch Leben oder Tod. Und 2. Kor. 5, 15 sagt er: Der Herr Jesus ist darum für alle gestorben, auf daß sie, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist. Und Röm. 14, 5, 8 spricht er: Unser keiner (die wir seine Jünger sind) lebt ihm selber und keiner stirbt ihm selber. Leben wir (hier in dieser Welt), so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. — O meine teuren Freunde! Wie ist doch der Blick auf ein solches Leben des Jenseit, auf das Land der seligen Ruhe so erquickend und einladend! — Damit man sterbend im Herzen die Verse Drelincourts singen kann:

Das ist der schöne Tag, der Tag ersehnter Ehren,
Wo meine Seele darf zum Schoß des Heilands kehren;
Mein Herz hebt sich zu Ihm, voll Flammen ist mein Herz,
Zu schwingen sich, wohin es strebt, himmelwärts.

O süße Stunde, die mein Wunsch so oft geladen,
Zu trennen endlich kommst du meines Unglücks Faden!

Jesu, den gläubig ich umfass' und rufe an,
Nimm mich aus einer Welt, die mir viel Leids getan.

Mein Gott, wenn ich von ihr, der Erde, die voll Grauen,
Voll Reiz und Irrtum, voll Unrecht und Angst zu schauen,
Und deren Honig selbst mein Mitleid nur erwirkt,
Aus meinem Pilgerkampf zu Deinem Siege kehre:
Nur mein gebrechlich Teil der Erdenschoß dann birgt,
Du aber bist mein All, nimmst mich zum Schoß der Ehre!

N. B. Mein Sohn Heinrich Gottfried sagte oft inmitten seiner Körperqual (denn er behielt den vollen und hellen Gebrauch seiner Geisteskräfte bis zum letzten Augenblick seines Daseins) und unter dem Drange herber, langwieriger Leiden: „O Erbarmen! Erbarmen! O Gott! hast du denn aufgehört, barmherzig zu sein? Oh, es ist eine schwere, schwere, schwere Sache zu sterben!“ — Eine halbe oder eine Viertelstunde, ehe er den Geist aufgab, war der Ausdruck seiner Miene weniger schmerzhaft, und er sagte (obgleich mit bedeutender Anstrengung): „Nun, ein wenig Ruhe — ein wenig Trost — ein wenig Freude.“ Denn oft hatte er wiederholt: „Vom Tod zum Leben — vom Tod zum Leben!“ — Zuletzt legte er seine zitternde Hand in die meinige, drückte sie innig, und behielt sie in der seinigen — vom Tod zum Leben: denn ohne daß wir es gewahrten, hatte er aufgehört zu atmen. Zweimal, als sie ihn gestorben glaubten, schloß Luise Schöpler ihm die Augen zu, aber sie öffneten sich wieder und starrten in die Höhe.

LITERATUR

Atkins, Sarah: *Memoirs of John Frederic Oberlin, pastor of Waldbach, in the Ban-de-la-Roche*. London 1829 (Holdsworth & Ball).

Burckhardt, W.: *Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer im Steintal, vollständige Lebensgeschichte und gesammelte Schriften, herausgegeben von Dr. Hilpert, Stöber und anderen; 4 Teile, Stuttgart 1843* (Scheible, Reiger & Sattler).

Teil I: *Memoirs of John Frederic Oberlin*; Teil II: *Vie de J. F. Oberlin*; Teil III: *Vie de J. F. Oberlin*; Teil IV: *Oberlins „Zion und Jerusalem“* (nachgelassene Schrift).

Katterfeld, Anna: *Der Steintalpfarrer*. Lahr 1949 (Kaufmann).

Scheuermann, Wilhelm: *Ein Mann mit Gott, das Lebenswerk Johann Friedrich Oberlins*. Berlin 1937 (Rowohlt).

v. Schubert, G. H.: *Züge aus dem Leben des Johann Friedrich Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steintal*. Nürnberg 1834 (Raw).

Stöber, Ehrenfried: *Vie de J. F. Oberlin, Pasteur à Waldbach au Ban-de-la-Roche, Chevalier de la Légion d'Honneur*. Paris — London — Straßburg 1831 (Treuttel & Würtz).

Waldenmaier, Hermann: *Johann Friedrich Oberlin, Ein Leben unter Gott*. Stuttgart 1939 (Quell).

Oberlins Werke (siehe Burckhardt, Teil IV) werden im Nachwort genannt und in einigen kurzen Auszügen dargeboten. Der Inhalt hält z. T. modernen Forschungen nicht stand.

Hingewiesen sei ferner auf den Roman um den Steintalpfarrer: Friedrich Lienhard, *Oberlin, Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß* (Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg).

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Dies sind kleine, nicht teure, doch gut geschriebene Lebensbilder, die recht empfohlen werden können. Gerade unsere Jugend sollte solche Lebensbilder lesen, um daraus die Wirklichkeit und Schönheit des echten Christentums zu lernen. *„Evang. Allianzblatt“.*

Nun sind sie wieder da, die schon früher so beliebten äußerlich schmucken und inhaltlich wertvollen Bändchen der Reihe „Zeugen des gegenwärtigen Gottes“ (früher: „Menschen, die den Ruf vernommen“)... Wir sollten uns in unseren Tagen mehr denn je der Männer und Frauen entsinnen, die als wahrhafte Zeugen des gegenwärtigen Gottes ihren Lebensweg gingen. Welche Kraft und welcher Segen von Persönlichkeiten ausgeht, die ununterbrochen in direkter lebendiger Gemeinschaft mit unserem Herrn Jesus Christus stehen, davon legen diese Lebensbeschreibungen ein beredtes Zeugnis ab. Es ist etwas Köstliches, diese Büchlein zu lesen ... ich wünschte sie in jedes Haus, insbesondere aber in jede christliche Familie. „Die Jugendhilfe“.

Diese Bändchen sind hübsche und bewährte Geschenkbüchlein, deren Wollen damit gekennzeichnet ist, hier „Heilige im biblischen Sinn, welche durch die Gnade frei und froh geworden sind“, vor die Augen des Lesers zu stellen. „deren Leben ein Gott wohlgefälliger Gottesdienst ist und die zum Segen ihrer Mitmenschen werden“. *In diesem Büchlein stecken Schätze für die Geschichte christlicher Frömmigkeit und Erkenntnis. „Für Arbeit und Besinnung“.*

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

Band

- 1 **Bodelschwingh**, Ein Lebensbild für unsere Zeit. Von Pastor Ernst Senf. (14.—23. Tsd.) 80 S.
- 2 **Pastor Wilhelm Busch**, Ein fröhlicher Christ. Von Pastor Wilhelm Busch. (21.—30. Tsd.) 76 Seiten.
- 3 **Johann Christoph Blumhardt**, Von Dr. Alo Münch (11. bis 20. Tsd.) 96 S.
- 4 **Carl Hilty**, Ein Freund Gottes. Von Dr. Friedrich Seebaß. 76 S.
- 5 **Samuel Keller**, Gottes Werk und Werkzeug. Von Pastor E. Bunke. (2. Aufl.) 87 S.
- 6 **Was ich mit Jesus erlebte**. Von Marg. Wurmb v. Zink. (22.—31. Tsd.) 80 S.
- 7/8 **Matthias Claudius**, Der Wandsbecker Bote. Von Dr. Friedrich Seebaß. 115 S.
- 9/10 **Mathilda Wrede**, Die Freundin der Gefangenen und Armen. Von Dr. Friedrich Seebaß. 104 S.
- 11 **Heinrich Jung-Stilling**, Wanderer an Gottes Hand. Nach Marg. Spörlin. 80 S.
- 12/13 **Paul Gerhardt**, Der Sänger der evangelischen Christenheit. Von Dr. Friedrich Seebaß. 112 S.
- 14 **Johann Sebastian Bach**, Der Thomaskantor. Von Dr. Friedrich Seebaß. 72 S.
- 15 **Schwester Eva von Tiele-Winckler**, Die Mutter der Vereinsamten. Von Alfred Roth. 80 Seiten.
- 16/17 **D. Otto Funcke**, Ein echter Mensch, ein ganzer Christ. Von Pastor Arno Pagel. 112 S.
- 18/19 **Toyohiko Kagawa**, Der Samurai Jesu Christi. Von Carl Heinz Kurz. 112 S.

Band

- 20 **Curt von Knobelsdorff**, Der Herold des Blauen Kreuzes. Von Pastor Ernst Bunke. 80 S.
- 21 **Henriette Freiin von Seckendorff-Gutend**, Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen. Von Heinrich Petri. 80 Seiten.
- 22/23 **Jakob Gerhard Engels**, Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu. Von Pastor Arno Pagel. 104 Seiten.
- 24 **Elias Schrenk**, Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland. Von Johannes Weber. 80 S.
- 25/26 **Markus Hauser**, Ein Hoffnungsleben. Von Albert Jung-Hauser. (3. Aufl.) 93 S.
- 27/28 **Ludwig Richter**, Künstler und Christ. Von Dr. Friedrich Seebaß. 104 S.
- 29/30 **Ludwig Hofacker**, Gottes Kraft in einem Schwachen. Von Pastor Arno Pagel. 104 S.
- 31/32 **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach**, Drei Frauen im Dienste Jesu. Von Pastor Arno Pagel. 96 S.
- 33/34 **Johann Friedrich Oberlin**, Der Patriarch des Steintals. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 35/36 **Franziskus von Assisi**, Der Herold des großen Königs. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 37 **C. H. Spurgeon**, Prediger von Gottes Gnade. Von Pastor Ernst Bunke. (2. Aufl.) 80 S.
- 38 **D. Walter Michaelis**, Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums. 80 S.
- 39 **Pestalozzi**, Mensch, Christ, Bürger, Erzieher. Von D. Otto Eberhardt. (2. Aufl.) 88 S.